

QVR 37/2011

Redaktion: Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky (technische Ausführung)
weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich
Sekretariat: Barbara Tiefenbacher

Grafik: Astrid Young
Druck: Berger & Söhne GmbH

Adresse (Redaktion und Bestellung):
QVR-homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung);
Selbstabholer 11,- €
Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ 12000)
IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
--

ISSN: 1022-3169

QVR 37/2011

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Barbara CZERNILOFSKY, Normativierung im Spannungsfeld von Kommunikation und Demarkation.....	5
---	---

Artikel:

Georg KREMnitz, Und wenn Normativierungen kontraproduktiv werden? Ein Problem von – nicht nur – dominierten Sprachen	9
Peter CICHON, Anforderungen an die schriftsprachliche Kodifizierung von Regional- und Kleinsprachen am Beispiel des <i>créole martiniquais</i>	25
Elisabeth WIPPEL, Zu den Kodifizierungsbestrebungen des Sardischen. Eine Bestandsaufnahme	39
Xavier FRIAS CONDE, El proceso de estandarización del asturiano: 30 años después	55
Aurelia MERLAN, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Kodifizierung des Mirandesischen	69

Varium:

Heinrich STIEHLER, Der Beitrag der rumänischen zur französischen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert: Fallbeispiele	88
---	----

Rezension:

Peter CICHON: Erfurt, Jürgen/Amelina, Maria, 2011. <i>La francophonie</i> . Bibliographie analytique de la recherche internationale 1980-2005. Frankfurt/Main u.a.: Lang, 763 S.	98
---	----

Autorinnen und Autoren in diesem Heft	101
---	-----

Restexemplare QVR	102
-------------------------	-----

Normativierung im Spannungsfeld von Kommunikation und Demarkation

Barbara CZERNILOFSKY, Wien

Es ist unumstritten, dass Verschriftlichung und Normativierung von Sprachen in unseren heutigen verschrifteten Gesellschaften in gewisser Weise ein Muss darstellen, damit diese Sprachen bzw. ihre Sprecher und Schreiber in entsprechendem Ausmaß an allen gesellschaftlichen Ebenen der Kommunikation teilhaben können. In der modernen Bildungsgesellschaft gehört Lesen und Schreiben zum Alltag. Von der Literatur über Zeitungen, Zeitschriften oder anderen geschriebenen Medien bis zum Comic, Schulbuch oder auch Formular, die Notwendigkeit, Schriftliches zu rezipieren, erscheint uns selbstverständlich. Die Kunst, Schriftliches zu verfassen, mag sie auch hinsichtlich normativer und poetischer Faktoren weniger ausgeprägt sein, so ist sie doch eine Bedingung, um am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und die Ignoranz dieser Fähigkeit wird von den Betroffenen als Makel wahrgenommen. Schrift dient der Erweiterung des Kommunikationsradius, Geschriebenes ist weitreichend und zeitlich überdauernd.

Insofern ist die Verschriftlichung und Normierung von Minderheitensprachen, dominierten Sprachen oder „kleinen“ Sprachen meist ein sprachpolitisches Desiderat. In Situationen, in denen die Sprachen eine lange Schriftkultur haben, drückt sich dieses Desiderat oft in dem Wunsch nach Normativierung im Sinne des Gleichmachens der Schriftformen, der Vereinheitlichung unterschiedlicher Varietäten und schließlich im weiteren Ausbau der geschaffenen Norm aus. In Situationen, in denen die Varietäten „nur“ oder hauptsächlich gesprochen wurden, geht dem noch die Frage voraus, welche Varietät zur Verschriftlichung gewählt werden muss bzw. soll. Dieser Prozess ist in vielen Fällen ein langwieriger und schwieriger gewesen, bisweilen bis heute nicht oder nicht in ausreichendem Maße gelöst. Denn es geht unter anderem darum, die kommunikativen Funktionen in einer solchen Sprache grundlegend zu verändern. In anderen Fällen wiederum wird an Normativierungen gearbeitet, ohne dass die Sicherheit besteht, dass diese je von der betroffenen Bevölkerung angenommen werden. Letztlich gibt es noch jene Situationen, in denen Normen für eine diatopische Varietät geschaffen werden, obwohl bereits eine Normativierung vorliegt, unter deren

Dach der Dialekt oder das Dialektbündel passen würde bzw. sich einordnen ließe. Im Falle des Burgenlandkroatischen liegen dieser Vorgehensweise z.B. der strukturelle Abstand, der sich aufgrund von Interferenzen und langandauernder geographischer Distanz herausgebildet hat, sowie sicherlich auch eine identitäre Distanz, die die betroffene Gesellschaft dem Staat Kroatien gegenüber empfindet, zugrunde. Aufgrund der besonderen Situation der burgenlandkroatischen Gemeinden und einem gewissen institutionell sprachpolitischen Hintergrund, der es erlaubt, einen eigenständigen Weg zu gehen, lässt sich die Entscheidung für den Ausbau dieser Varietät und somit für die Vergrößerung des Abstands zum referentiellen Kroatischen in gewisser Weise nachvollziehen. (Obwohl an dieser Stelle darauf hingewiesen werden muss, dass es sehr wohl auch andere „österreichische“ kroatische Gemeinden – insbesondere in Wien – gibt, die diesem Weg nicht viel abgewinnen können.)

Betrachten wir aber z.B. den slowenischen Dialekt Resianisch – gesprochen in einem Tal der Provinz Friaul in der Region Friaul-Julisch Venetien, im Resiatal –, über dessen Zugehörigkeit zum Kontinuum der slowenischen Dialekte immer wieder diskutiert und polemisiert wird, dann wird klar, dass es dabei nicht zuerst um die Normativierung einer gefährdeten Varietät mit dem Ziel diese zu erhalten gehen kann; führt doch die Abgrenzung einer kleinen Sprechergruppe von einer anderen zwar größeren, jedoch ebenso minorisierten Gruppe zu einer Schwächung der gesamten Sprechergemeinschaft. In diesem Fall sind das die Slowenen in Italien, die zwar sprachpolitisch institutionell eine gewisse Unterstützung genießen, sich aber sicher nicht in einer derart abgesicherten Situation befinden – wie beispielsweise die Deutschsprachigen in Südtirol oder die sogenannten Französischsprachigen im Aosta-Tal –, die ihnen erlauben würde, gesonderte Aktivitäten für einzelnen Dialekte zu etablieren und zu finanzieren.

Die Frage nach „welche Varietät verschriftlichen und in welcher Form“ berührt also sowohl den großen Bereich der Kommunikation und Demarkation als auch jene letztlich – soziolinguistisch gesehen – unlösbare Frage nach der Abgrenzung von Sprache und Dialekt. Im Falle von minorisierten Varietäten kann eine demarkative Entscheidung bei der Verschriftlichung eventuell die „Identität“ der Schreiber-/Lesergemeinschaft stärken, sicherlich aber reduziert sie den schriftlichen Kommunikationsradius der Betroffenen in dieser Sprache. Dies führt letztlich zu einer Bevorzugung der Sprache der Mehrheit für die schriftliche Kommunikation, da diese üblicherweise über die weitreichenden Kommunikationswege einer gut ausgebauten verschrifteten Sprache verfügt.

Fragestellungen zur und Probleme bei der Verschriftlichung von dominierten Sprachen gibt es also zahlreiche. Wir wollten uns in dem vorliegenden Heft der *Quo vadis, Romania?* mit dem Titel „Normativierung dominierter Sprachen“ einigen dieser Aspekte widmen.

So problematisiert Georg Kremnitz die eventuelle Kontraproduktivität von Normativierungen in Fällen, in denen mehrere parallele Referenzformen ausgearbeitet wurden, wie beispielsweise für das Okzitanische, in denen separatistische Ziele zu Ausarbeitungen einer dialektalen Varietät führen oder in denen aufgrund politisch-identitärer Fragen demarkative Aspekte über kommunikative gestellt werden.

Peter Cichon skizziert anhand des Beispiels des *créole martiniquais* die Anforderungsprofile an die Durchsetzung eines schriftlichen Standards für Regionalsprachen. Im Falle von Martinique konzentrieren sich die Bemühungen vor allem auf die Frage, ob Akzeptanz und Annahme durch die Gesellschaft bei einer etymologisierenden, an die französische Orthographie angelehnten Graphie stärker gegeben ist als bei einer phonographischen, die sich am aktuellen oralen Kreolisch orientiert. Auch die weiteren Beiträge zeigen, dass die Anforderungen oft nicht oder nur in Teilen erfüllt sind. So umreißt Elisabeth Wippel in ihrem Artikel die Schwierigkeiten, die sich bei dem Versuch eine Vereinheitlichung der sardischen Varietäten zu konzipieren und die Akzeptanz derselben in der sardischen Bevölkerung zu erreichen für die damit Befassten aufzutun. Probleme ergeben sich insbesondere durch die Konkurrenz der unterschiedlichen Varietäten zueinander, als auch durch die Dominanz des Italienischen und seiner Konkurrenz einer potentiellen zweiten ausgebauten Schriftsprache gegenüber.

Xavier Frías Conde beschreibt in seinem Artikel die Situation des Asturischen hinsichtlich der Normativierung. Die Existenz eines 1981 publizierten Standards, der jedoch als technisch unregelmäßig und zu stark am kastilischen Schriftsystem angelehnt bewertet wurde, führte zur Ausarbeitung verschiedener Normen. Verbesserungen der Normativierung wären also insbesondere hinsichtlich einer vom Spanischen unabhängigen (Ortho-)graphie notwendig. Zudem haben sich Inkohärenzen entwickelt, die die bestehende Orthographie verkomplizieren. Aurelia Merlan schließt in ihrem Beitrag an diese Thematik an. Sie gibt einen Überblick über den Verschriftungsprozess des Mirandesischen im 19. und 20. Jahrhundert, einer in der Terra de Miranda (im Nordosten Portugals) gesprochenen Varietät, die lange als Dialekt des Portugiesischen angesehen wurde, nun aber als Varietät des alten Asturisch-Leonesischen beschrieben und kodifiziert wird. Dieser Prozess scheint sich jedoch nach Polemiken über die vorgelegten Normen, insbesondere in Bezug

auf eine der betroffenen dialektalen Varietäten, dem Sendinesischen, und ihrer Zugehörigkeit zum Mirandesischen hinsichtlich der Normativierungsarbeit und des weiteren Ausbaus seit knapp zehn Jahren verlangsamt zu haben, obwohl die Normen zunehmend in literarischer Produktion Verwendung finden.

Abschließend stellt Heinrich Stiehler in seinem *Varium*-Artikel die Frage, was der Beitrag der rumänischen Literatur zur französischen Literatur im 20. Jahrhundert sein kann. Was ist das spezifisch rumänische an einer frankophonen rumänischen Literatur?

Und wenn Normativierungen kontraproduktiv werden? Ein Problem von – nicht nur – dominierten Sprachen

Georg KREMnitz, Wien

„L’ortografia fou, doncs, qüestió
d’èsser o de no ésser, fou aquesta
cosa prèvia.”

Antoni Maria Badia i Margarit¹

Dieser vor fast fünfzig Jahren von meinem verehrten und lieben Freund (zunächst) gesprochene Satz hat sich mir tief eingeprägt. Außerdem war er, betrachtete man das katalanische Beispiel mit dem ausgezeichneten Graphie- und Referenzsystem von Pompeu Fabra, unmittelbar eingängig. Er lässt sich auf den Gesamtbereich der *Normativierung*, also die Schaffung einer referentiellen Sprache insgesamt ausweiten. Und er bleibt in unserer Zeit als Grundtatsache bestehen: welche Sprache, die nicht über eine von ihrer Gesellschaft akzeptierte schriftliche Referenzform mit allem, was dazu gehört, verfügt, kann hoffen, sich heute auf dem „Markt“ der Sprachen² auch nur zu behaupten geschweige denn kommunikativ zu expandieren?

Im Folgenden soll dennoch auf Situationen eingegangen werden, in denen Normativierungsansätze, vor allem unter dem Aspekt des Gebrauchswertes von Sprachen³, problematisch werden können⁴. Es ist klar, dass es sich

¹ Badia i Margarit, A. M., 1964. *Llengua i cultura als Països Catalans*. Barcelona: Ed. 62, 92.

² Vgl. u.a. Rossi-Landi, Ferruccio, 1968. *Il linguaggio come lavoro e come mercato*. Milano: Bompiani; Bourdieu, Pierre, 1977. „L’économie des échanges linguistiques”, in : *Langue Française* (Paris), 34, 17-34 (plus tard repris dans P.B., 2001. *Langage et pouvoir symbolique*. Paris : Fayard); Lafont, Robert, 1991. *Le travail et la langue*. Paris : Flammarion; Royo, Jesús, 1991. *Una llengua és un mercat*. Barcelona: Ed. 62.

³ Zum Begriff Sprache vgl. u.a. Kremnitz, Georg, 2008. „Sur la délimitation et l’individuation des langues. Avec des exemples pris principalement dans le domaine roman“, in : *Estudis Romànics*, XXX, 7-38.

⁴ Zum Begriff des Gebrauchswertes oder kommunikativen Wertes vgl. Bein, Roberto, 2001. „Die Wechselwirkung Prestige/Gebrauchswert des Französischen: früher erste, heute dritte Fremdsprache in Argentinien“, in: Born, Joachim, (Hg.). *Mehrsprachigkeit in der Romania*. Französisch im Kontakt und in der Konkurrenz zu anderen Sprachen. Wien: Praesens, 82-90; Kremnitz, Georg, 2003. «Le concept du ‚conflit linguistique‘ au-

dabei um besondere Situationen handelt – allerdings solche, in die dominierte Sprachen leicht geraten können (aber manche anderen auch)⁵.

Zuvor jedoch wird es sinnvoll sein, kurz auf die klassischen Prozesse der Normativierung (vor allem) der europäischen dominanten Sprachen, ihre Gründe und Funktionen einzugehen.

1. Die üblichen Normativierungsprozesse der dominanten Sprachen

Die Normativierungsprozesse von Sprachen mit dem Ziel der Erarbeitung einer möglichst einheitlichen Referenzform stehen in engem Zusammenhang mit dem Erfolg des Buchdruckes in Europa seit der frühen Neuzeit. Waren Schreiben und Lesen seit dem Ende der Antike Minderheitenkompetenzen für wenige Spezialisten (in der Antike war die Alphabetisierung, vor allem unter Freien, zeitweise weiter verbreitet, wenn man sich auch vor einer Mystifizierung der Situationen hüten muss – nur die Alphabetisierten haben lesbare Spuren ihres Tuns hinterlassen, deshalb sind ihre Einschätzungen – meist weit – überrepräsentiert), so öffnete die Erfindung des Buchdruckes in Verbindung mit seiner unmittelbaren kapitalistischen Verwertung neue Perspektiven. Gutenbergs Erfindung schuf zunächst die *materiellen* Voraussetzungen für eine weiter gehende Verbreitung des geschriebenen Wortes (und der Illustration). Zwar sind die Auflagen der Drucke noch lange Zeit gering, verglichen mit dem, was wir heute gewohnt sind, erst die technischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts werden entscheidende Veränderungen in die Wege leiten (und etwa die moderne Massenpresse mit ihren riesigen Auflagen ermöglichen). Dennoch warten schon im 16. Jahrhundert virtuell große Mengen von Gedrucktem auf potentielle Leser. Einer der Schritte, deren Zahl zu erhöhen, ist eine deutliche Steigerung der Zahl der Alphabetisierten. Um dazu zu gelangen, bedarf es jedoch klarer Regeln zur Vermittlung: welche Sprachvarietät soll gelehrt werden? Daher durchlaufen die Herrschaftssprachen seit dem frühen 16. Jahrhundert jenen Prozess der Regelschaffung, der im Mittel-

jourd'hui. Avec une annexe : Quelques remarques sur le terme de 'valeur communicative' des langues », in : *Lengas*, no. 54, 7-22 (v.a. 20-22).

⁵ Ich halte mittlerweile den in jüngerer Zeit gerne verwendeten Terminus *Kleinsprachen* nicht für sinnvoll, da er geflissentlich verbirgt, warum viele Sprachen klein geworden bzw. geblieben sind: weil sie in Konkurrenz zu anderen Sprachen aus – gewöhnlich – außersprachlichen Gründen den Kürzeren gezogen haben. Der Terminus *dominierte Sprachen* scheint mir sinnvoller, weil er die Abhängigkeit deutlich macht.

alter nur für das Latein bekannt war⁶. Diese Bestrebungen konzentrierten sich auf zwei Bereiche: eine innersprachliche (morphologische, syntaktische und teilweise lexikalische) Vereinheitlichung und die Schaffung von (möglichst) verbindlichen Schreibkonventionen. Gerade an diesem zweiten Aspekt waren die Buchdrucker besonders interessiert, denn er ermöglichte eine weiträumige(re) Streuung der gedruckten Texte und sorgte somit für bessere wirtschaftliche Aussichten. Um das zu verdeutlichen: noch zur Lutherzeit gab es im deutschen Sprachraum fünf verschiedene referenzsprachliche Konventionen, die sich zum Teil so stark voneinander unterschieden, dass in einer Varietät abgefasste Texte für Leser der anderen kaum/nicht zugänglich waren. Die referenzsprachlichen Prozesse sind damit *unter anderem* Prozesse der Einebnung von innersprachlichen Differenzen, anders gesagt: der Beseitigung von Konkurrenzmodellen. Das heißt auch: die kommunikative Reichweite der Texte wird kontinuierlich größer. Damit verbessern sich die Absatzmöglichkeiten der Buchdrucker: Kommunikation *und* Kapitalismus ziehen aus der Entwicklung ihre Vorteile. Die Bestrebungen der Aufklärung führen zu einer weiteren Ausdehnung der Alphabetisierung; sie machen eine Weiterentwicklung der Didaktik notwendig. Dabei ist, vor allem in der Aufklärung, dieser Expansionsprozess zunächst auf relativ wenige Sprachen beschränkt, deren Propagatoren – in variablen Grenzen – alle implizit einen Ausschließlichkeitsanspruch stellen. Die *gesamte* Bevölkerung soll erfasst werden – vor allem die protestantischen Herrschaften unternehmen ernsthafte Anstrengungen in dieser Richtung – aber das Proselytentum geht über politische Grenzen hinaus; Sprache ist vor 1800 im Allgemeinen noch nicht an einen bestimmten Staat gebunden, eher an soziale Praxen. Erst mit dem aufkommenden Nationalismus des 19. Jahrhunderts wird das Territorium von dominanten Sprachen definiert: *alle* Bürger *eines* Staates sollen sich der Staatssprache bedienen, alle anderen Sprachen werden abgewehrt und abgewertet. Das bedeutet außerdem, dass die normativen Regeln immer genauer formuliert werden müs-

⁶ Erst spät, nämlich nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen, wurde auch das Griechische in Westeuropa wieder heimisch, und noch etwas später, im ausgehenden 15. Jahrhundert, das Hebräische, zunächst vor allem aufgrund der Arbeiten von Johannes Reuchlin. Parallel dazu ging eine begrenzte Rezeption des Arabischen, so dass sich die Zahl der in mehr oder weniger klare Regeln gefassten Sprachen vermehrte. Erst auf dieser Grundlage der allmählichen Aufhebung des normativen Monopols des Lateins werden die Bemühungen zur Beschreibung vieler Sprachen der „Neuen Welt“ nach 1492 (und dann auch in den anderen Eroberungsgebieten) verständlicher (die altokzitanischen Versuche zur Bildung einer Referenzsprache ab 1200 waren in Vergessenheit geraten).

sen, damit sie mit möglichst geringem Aufwand an die gesamte Bevölkerung vermittelt werden können⁷.

Wie bereits angedeutet, bringen diese sehr komplexen, hier nur grob skizzierten Prozesse mit ihren mehrfachen Reinterpretationen *auch* eine deutliche Ausweitung der kommunikativen Reichweite der Referenzformen und damit des Kommunikationspotentials derer, die sie beherrschten, mit sich: einen Prestige- und Machtgewinn. Zwar setzt der Nationalstaat der Kommunikation eine (geographische) Grenze, der europäische Imperialismus überwindet sie jedoch, indem er durch Eroberungen *an anderer Stelle* die Kommunikationsräume der dominanten Sprachen ausdehnen will (dabei kommen gewöhnlich ideologische Argumentationen zum Tragen, die hier nicht weiter zu diskutieren sind). Der Verdrängungswettbewerb wird, sozusagen auf einer anderen Ebene und auf Umwegen, fortgeführt.

Es wäre die Frage zu stellen, allerdings kann sie hier nicht weiter verfolgt werden, ob der derzeitige sogenannte Globalisierungsprozess nicht nur eine neue Form dieser imperialen Verdrängungskämpfe ist, bei dem die Rolle der (National-) Staaten stark in den Hintergrund getreten ist zugunsten neuer, (angeblich) nur ökonomisch handelnder Akteure. Die einzige Veränderung von Bedeutung wäre, dass das europäische Monopol gebrochen wurde und auch andere Mächte auf den Plan getreten sind⁸. Ist die Globalisierung nur eine neue Form von Imperialismus? Auch hier stehen Monopolaspiranten (zu denen in letzter Zeit auch China zu rechnen ist) in Konkurrenz zueinander,

⁷ Allerdings wird an dieser Stelle deutlich, dass es große Unterschiede zwischen den verschiedenen Normativierungen gibt: während die einen ein möglichst rationales Verhältnis zwischen Laut und Schrift zu erreichen suchen (etwa das Kastilische), verkomplizieren andere durch etymologische oder historische Bestandteile der Norm das System und machen dadurch die Erreichung des kommunikativen Ziels schwieriger (Französisch oder Englisch); damit entstehen auch – sekundär – Möglichkeiten der sozialen Diskriminierung durch Graphie. Es lässt sich letztlich nicht klar entscheiden, ob sie intendiert waren oder nicht (wenn auch z. B. das Vorwort zur ersten Auflage des Wörterbuches der *Académie Française* die erste Alternative sehr wahrscheinlich werden lässt).

⁸ Allerdings muss die Frage erlaubt sein, ob sie nicht von dem europäischen Monopolstreben so beeinflusst sind, dass sie vor allem in dieser Tradition gesehen werden müssen. Das war nicht immer so: es ist etwa bekannt, dass das Chinesische Reich im frühen 15. Jahrhundert auf eine damals mögliche Expansion verzichtet hat (diesem Verzicht ging vielleicht eine erste Weltumsegelung voraus; vgl. Menzies, Gavin, 2003 [engl. Original 2002]. *1421 – Als China die Welt entdeckte*. München: Droemer. Selbst wenn man nicht alle Interpretationen und Spekulationen Menzies' akzeptiert, bleiben einige Fragen hinsichtlich des unterschiedlichen Verhaltens möglicher Kolonialmächte offen).

wobei den Sprachen und Kulturen teilweise neue Funktionen zugedacht und sie in das kapitalistische System einbezogen werden.

Allerdings hat sich die Dynamik sozusagen selbst ein Bein gestellt: Nationalismus ist *auch* Partikularismus. Er sucht zwar ein Monopol, allerdings in einem abgegrenzten Territorium, und wird daher notwendig mit anderen Nationalismen konfrontiert. Hinzu kommt, dass niemals (national-) staatliche Grenzen und Bevölkerungs-, d. h. kommunikative Grenzen wirklich in Übereinstimmung waren: es gab und gibt sehr viel weniger Staaten als es Sprachen und kommunikative Gruppen gibt⁹, und (fast) nirgends sind diese Gruppen säuberlich voneinander geschieden. Damit wird das Spannungsverhältnis zwischen möglichst weiter Kommunikation und möglichst klarer Demarkation (Abgrenzung vom anderen, Behauptung einer kollektiven Identität) innerhalb des nationalstaatlichen Systems letztlich nicht lösbar. Wenn vom staatlichen Kollektiv sich unterscheidende Gruppen („Minderheiten“) ihre Identität wahren wollen, müssen sie zu diesem auf Abstand gehen und Autonomie oder Unabhängigkeit fordern, da der (nicht nur) sprachlich normative Druck des nationalen Kollektivs in jüngerer Vergangenheit stetig zugenommen und den dominierten Sprachen und Kulturen immer weniger Raum gelassen hat: war es zunächst die allgemeine Schulpflicht, die die Kompetenz in den offiziellen Sprachen stark anhub, so traten im 20. Jahrhundert vor allem die Massenmedien Rundfunk und Fernsehen dazu, die die bis dahin für den einzelnen Nutzer abstrakt gebliebenen offiziellen Sprachen sozusagen in jedes Haus trugen. Da mit ihrer Kenntnis (und vor allem Praxis) erheblich soziale Vorteile verbunden waren und sind, sind sie für die meisten Sprecher *anderer* Sprachen attraktiv, denn diese gehören ja in großer Anzahl zu den Unterprivilegierten der jeweiligen Staaten. Will eine Gruppe sich diesem Assimilationssoj entziehen, muss sie den Abstand zur dominanten Gruppe vergrößern und ein zunächst vor allem identitäres alternatives Modell der Kommunikation aufbauen, dann nach eigenen politischen Entscheidungsmöglichkeiten suchen.

⁹ Es gibt derzeit ca. 200 unabhängige Staaten plus einiger *tatsächlich* autonomer Gebiete; die Zahl der Sprachen wird noch immer mit ca. 6000 angegeben (wobei die Unsicherheiten groß sind); sicher ist, dass im Augenblick viel mehr Sprachen verschwinden als neue entstehen.

2. Zur Normativierung dominierter Sprachen

Hier können nicht alle Schritte von der kulturellen Emanzipation von Minderheiten bis zur Nationsbildung nachgezeichnet werden, es sei nur beispielhaft auf die Beiträge von Kloss, Anderson, Gellner und in diesem Fall vor allem Hroch hingewiesen¹⁰. Allerdings kommt an dieser Stelle der eingangs zitierte Satz von Badia i Margarit zum Tragen, nämlich, dass eine dominierte Sprache, will sie Aussichten auf kommunikative Emanzipation haben, sich mit den Trümpfen dominanter Sprachen ausstatten lassen muss: sie muss über eine grammatische und über eine orthographische Referenzform verfügen, andernfalls ist sie kaum lehr- und vermittelbar und kann für viele Textsorten, die für moderne Gesellschaften unerlässlich sind, praktisch nicht verwendet werden. Daher spielt die Erarbeitung einer Referenzform bei allen modernen Sprachrenaissancen eine entscheidende Rolle.

Betrachtet man diese Bemühungen allerdings rein funktional, so bilden sie zwar auf der einen Seite einen Gewinn – eben für die Sprecher der betreffenden Sprache, die mit dem Bestehen einer eigenen Referenzform mindestens potentiell alle kommunikativen Absichten in ihrer Sprache verwirklichen können –, auf der anderen Seite stellen sie auch einen potentiellen Verlust für die jeweilige Staatssprache dar, denn diese könnte kommunikative Verluste erleiden (die Wirklichkeit ist nicht so einfach, da anzunehmen ist, dass sich auch das Gesamtvolumen der Kommunikation durch einen sprachlichen Emanzipationsprozess verändert, gewöhnlich vergrößert¹¹). Mit anderen Worten ist damit zu rechnen, dass bei einem Erfolg der jeweiligen Renaissance der kommunikative Wert der jeweiligen Staatssprache mindestens proportional abnimmt. Sieht man Sprache als Markt an (vgl. Fn. 2), so verändert sich damit die anteilige Bedeutung der einzelnen Elemente („Sprachen“). Anhänger eines komplementären Kommunikationsmodells, nach dem alle

¹⁰ Kloss, Heinz, 1969. *Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert*. Wien/Stuttgart/Bad Godesberg: Braumüller/ Wissenschaftliches Archiv; Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*. Erweiterte Auflage: Berlin: Ullstein, 1998, ¹1988 [englisches Original 1983]; Gellner, Ernest, 1991 [engl. Original 1983]. *Nationalismus und Moderne*. Berlin: Rotbuch; Hroch, Miroslav, 2005. *Das Europa der Nationen*. Die moderne Nationsbildung im europäischen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

¹¹ So ist etwa anzunehmen, dass die Schaffung einer neuen Referenzsprache auch neue Textproduktionen fördert, die sonst nicht zustande gekommen wären (das eingängigste Beispiel sind etwa literarische Texte, die ohne die Existenz der neuen Referenzform möglicherweise nicht geschrieben worden wären). In ähnlicher Weise hat die Erfindung des Fernsprechers und später des Mobiltelefons den *Umfang* der Kommunikation jedes Mal stark erhöht.

Sprecherinnen und Sprecher möglichst optimale Bedingungen sich auszudrücken erhalten sollen, werden damit leben können. Monopolistische Kommunikationskonzeptionen, die davon ausgehen, dass die Kommunikation dann am besten funktioniert, wenn alle dasselbe sprachliche Vehikel verwenden¹², sind damit weniger zufrieden. Sie gehen dabei gewöhnlich von der – vorsichtig gesagt: nicht verifizierbaren – Prämisse aus, der Mensch sei im Prinzip einsprachig. Diese oft nicht bewusst zugrunde gelegten Überzeugungen, aber auch ein (eher eingestandenes) Ökonomieprinzip stehen am Ursprung der üblichen staatlichen Politikformen, die versuchen, der jeweiligen Staatssprache ein möglichst großes Stück am kommunikativen Kuchen zuzuteilen, allen anderen Sprachen jedoch ein möglichst kleines¹³.

Grundsätzlich haben die normatивierenden und normalisierenden Prozesse¹⁴ in dominierten Sprache dieselben Funktionen wie in dominanten: möglichst viele Sprecher sollen dazu befähigt werden, diese Sprache in möglichst vielen kommunikativen Zusammenhängen zu verwenden. Dabei gilt, wie in den dominanten Sprachen, dass eine Sprache gewöhnlich über eine Referenzform verfügt. Wo eine dominante Sprache über mehr als eine Referenzform verfügt, haben sich die Unterschiede gewöhnlich entlang politischer Grenzen etabliert. Das gilt vor allem für Sprachen wie das Englische, Französische oder Spanische (Kastilische), die aufgrund ihrer Kolonialgeschichte in mehreren oder vielen Staaten zu dominanten (offiziellen) Sprachen gemacht worden sind. Allerdings versuchen die regulierenden Instanzen, die Unterschiede so gering zu halten, dass die Interkomprehension möglichst nicht gefährdet wird. Dort, wo diese Versuche nicht in genügendem Maße gelingen, kommt es zu Sprachspaltungen: neue Sprachen entstehen (ein bekanntes Beispiel ist etwa die Abspaltung des Afrikaans vom Niederländischen in Südafrika). Natürlich kann sich hier ein Spannungsverhältnis aufbauen,

¹² Ich kann jetzt nur darauf hinweisen, dass die Vorstellung, alle Sprecher einer Sprache verfügten über ein einheitliches sprachliches Modell, wie es die klassische Strukturalismus des *Cours de Linguistique Générale*, aber auch die Generative Grammatik im allgemeinen annehmen, zu einfach ist: die Modelle sind bestenfalls ähnlich, beide Konzeptionen abstrahieren zu Unrecht von den gruppenspezifischen und individuellen Besonderheiten der Sprecher („Erfahrung“).

¹³ Dabei spielt es nur eine geringe Rolle, ob es sich um sogenannte autochthone oder um die Sprachen von Zuwanderern handelt.

¹⁴ Die katalanische Soziolinguistik bezeichnet als *Normativierung* (kat. *normativització*, frz. *normativisation*, kast. *normativización*) die Erarbeitung einer sprachlichen Referenzform, als *Normalisierung* (kat. *normalització*, frz. *Normalisation*, kast. *normalización*) deren gesellschaftliche Durchsetzung, d. h. die Verwendung dieser Referenzform in (potentiell) allen kommunikativen Zusammenhängen.

zentrifugale und zentripetale Kräfte können miteinander in Konkurrenz treten, die Resultate sind letztlich abhängig von politischen Gegebenheiten (wäre Südafrika nicht unter britische Herrschaft gekommen, wäre das Afrikaans vermutlich eine Varietät des Niederländischen geblieben). Grundsätzlich bleibt aber eine Referenzform einer Sprache in einem Staat dominant, mit Anspruch auf ein kommunikatives Monopol. Dafür sorgt die staatliche Macht.

Im Falle von dominierten Sprachen ist die Situation etwas anders: zum einen fehlen den Repräsentanten einer Renaissance – zumindest zu Beginn – gewöhnlich die staatlichen Institutionen, die zur sozialen Durchsetzung einer Referenzform führen können: Schule, Verwaltungsapparat, aber auch Massenmedien. Erst allmählich kann die Zielgruppe im notwendigen Maße erreicht werden. Das Fehlen gesellschaftlicher Regulierungsorgane kann vor allem auch zu internen Auseinandersetzungen über die Gestalt einer Referenzform führen; dabei verbinden sich oft konzeptionelle Unterschiede mit persönlichen Konflikten. Wenn solche Unstimmigkeiten nicht in einer überschaubaren Zeit aufgelöst werden, dann können sie für den Fortbestand und kommunikativen Wert einer (nicht nur dominierten) Sprache zu einem Problem werden. Der Erfolg einer Referenzform in einer dominierten Sprache beruht auf dem weitgehend freiwilligen, demokratischen Konsens ihrer Sprecher, einer Situation, die nur selten erreicht wird. Erschwerend kommt hinzu, dass staatliche Autoritäten solche Auseinandersetzungen oft gerne sehen, bisweilen auch anstacheln. Zwar ist der Nachweis nur selten zu führen, bisweilen jedoch deuten starke Indizien darauf hin.

Im Folgenden sollen exemplarisch einige Fälle diskutiert werden.

3. Einige Beispielfälle

3.1. Das Okzitanische¹⁵: der erste Referenzvorschlag für das Neukzitanische stammt bekanntlich aus dem Kreis des Felibrige, jener Dichtervereinigung, die seit 1854 die Renaissance zu organisieren versuchte. Dabei handelte es sich um eine diskrete Rationalisierung der französischen Graphiekonventionen, die auf die unterrhonische Varietät des Okzitanischen

¹⁵ Vgl. u.a. Kremnitz, Georg, 1974. *Versuche zur Kodifizierung des Okzitanischen seit dem 19. Jahrhundert und ihre Annahme durch die Sprecher*. Tübingen: Narr (TBL); G. K., 2001. „Le travail normatif en occitan“, in: Boyer, Henri/Gardy, Philippe, (éds.). *Dix siècles d'usages et d'images de l'occitan*. Des troubadours à l'Internet. Paris: L'Harmattan, 21-42; zuletzt Sumien, Domergue, 2006. *La standardisation pluricentrique de l'occitan*. Nouvel enjeu sociolinguistique, développement du lexique et de la morphologie. Turnhout : Brepols.

angewandt wurde. So entstand ein doppeltes Problem: die fortdauernde Abhängigkeit vom französischen Graphiesystem¹⁶ ging Hand in Hand mit dem Versuch der Durchsetzung einer sehr exzentrischen Sprachvarietät als Grundlage der Norm. Folgerichtig wurde diese Referenzform in Frage gestellt, sobald der Erfolg des Felibrige größer wurde und die Renaissance auch andere Teile des okzitanischen Sprachgebietes erfasste. Schon 1875 schlug der Domherr Joseph Roux [Ros] aus Limoges eine Alternative vor, die allerdings zunächst noch wenig ausgereift war und erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts in der von Antonin Perbosc erarbeiteten Form größeren Zuspruch fand. Definitiv ausgearbeitet als Referenzform des Languedokischen wurde sie dann in zwei Schritten von Loïs Alibèrt¹⁷. Als 1951 die *loi Deixonne* u. a. dem Okzitanischen einen bescheidenen fakultativen Platz im Schulwesen einräumte, beschloss das *Institut d'Estudis Occitans* (IEO) etwas vorschnell, die von Alibèrt als Referenzform für das *Languedokische* entworfene Norm zur *gesamt-okzitanischen Norm* zu erklären. Zwar wurden in den folgenden Jahren mehrere Subnormen für andere Varietäten (zunächst vor allem für das Provenzalische und das Gaskognische) publiziert (das IEO arbeitete also aus praktischen Gründen mit dem Konzept der polyzentrischen oder polynomischen Sprachen schon viele Jahre, bevor dieses theoretisch formuliert worden war), dennoch konnte sich das alibertinische System, das vom Französischen weitgehend unabhängig ist (bisweilen wird ihm eine gewisse Dependenz vom Katalanischen vorgeworfen, aber diese ist letztlich gewollt, wie Alibèrt schon im Vorwort seiner Grammatik schreibt) nur allmählich durchsetzen. Lange Jahrzehnte waren von teilweise erbitterten Auseinandersetzungen um die beste Graphie (das sprachliche System, die Grammatik, spielte dabei keine große Rolle) ausgefüllt. Es ist klar, dass dabei die linguistischen Argumente vielfach von ideologischen überdeckt wurden; oft wurde die Graphie zur Bekenntnisfrage. Erst als Anfang der neunziger Jahre das okzitanische CAPES (der *concours* für das höhere Lehramt) eingeführt wurde, musste man eine Lösung finden: für das CAPES werden heute beide Referenzsysteme anerkannt. Ich brauche nicht besonders zu betonen, dass eine solche referenzsprachliche Spaltung für eine dominierte Sprache in prekärer Situation mit fast keinen primären Sprechern mehr für die Kommunikation nachteilig

¹⁶ Letztlich setzte eine Alphabetisierung auf Okzitanisch im Rahmen dieser Konvention die Kenntnis der französischen Graphienormen voraus; das Französische blieb also *parler directeur*. Dieses Problem stellt sich bei der Erarbeitung von Referenzformen (ehemals) dominierter Sprachen sehr häufig und kann unterschiedlich bewertet werden.

¹⁷ Definitive Version: Alibèrt, Loïs, ²1976. *Gramatica occitana segon los parlars lengadocians*. Montpelhièr: Centre d'Estudis Occitans, [die erste Auflage erschien 1935].

ist. Indes wird man sagen können, dass diese Auseinandersetzung aus historischen Gründen unausweichlich war. Es geht indes noch weiter.

Bekanntlich wird das Okzitanische auch im autonomen Katalonien (im Val d'Aran), in Oberitalien in den sogenannten Waldensertälern und in Kampanien im Ort Guardia Piemontese gesprochen. Als die Kooffizialität des Okzitanischen (Aran[es]ischen) in Katalonien in den achtziger Jahren in die Wege geleitet wurde, wurde eine hochkarätige Kommission mit der Ausarbeitung einer eigenen Referenzform betraut, die mittlerweile offiziell ist und im Unterricht und im öffentlichen Leben verwendet wird. Diese Referenzform geht zwar aus der alibertinischen hervor, verlässt jedoch teilweise die (morpho-) phonologische Ebene und bildet aus Gründen des höheren Wiedererkennungs- und Identifizierungswertes phonetische Besonderheiten des Tals mit seinen höchstens 6000 Sprechern ab. Es stellt sich die Frage, ob dieses Vorgehen kommunikativ und strategisch klug war, denn es baut eine (in meinen Augen fragwürdige) Abgrenzung zwischen der Varietät des Tals und den nah verwandten Mundarten des Gaskognischen in Frankreich auf: die kommunikative Reichweite wird verringert, und den wenigen Sprechern des Aranesischen wird der Zugang zu in Frankreich publizierten Texten erschwert.

Seit einigen Jahren existiert, letztlich als Folge des Minderheitengesetzes von 1998, auch eine eigene Referenzform des Okzitanischen in Oberitalien, die auch von der alibertinischen ausgeht, aber teilweise phonetische Besonderheiten mit abbildet. Eine (andere) Referenzform für Guardia Piemontese ist entweder noch in Ausarbeitung oder wurde vor kurzem bereits abgeschlossen. Natürlich betonen die Väter dieser Referenzformen deren hohen Wiedererkennungs- und damit Identifikationswert. Umgekehrt muss die Frage erlaubt sein, ob nicht kommunikative und demarkative Bedeutung sich ergänzen müssen. Die Erarbeitung einer schriftsprachlichen Referenzform, wo bislang noch keine bestand, muss zu einer Veränderung der kommunikativen Funktionen der betreffenden Sprache führen, wenn sie einen Sinn haben soll, aber die kommunikative Bedeutung einer Sprachform nimmt umgekehrt zu, wenn die Zahl der (virtuell) an dieser Kommunikation zu Beteiligten größer wird. Insofern muss sich die Frage stellen, ob die Erarbeitung spezifischer Normen nicht das kommunikative Potential zugunsten des identitären beeinträchtigt, und das besonders im Falle von sehr kleinen Sprechergemeinschaften.

ten. Tragen solche Entscheidungen nicht zu stark zur Reduktion auf eine bloß symbolische Funktion bei¹⁸?

3.2. Das Asturische und das Mirandésische: bekanntlich versuchen viele Sprecher des Asturischen seit mehr als zwei Jahrzehnten, ihre Sprache in den Rang einer kooffiziellen Sprache in Spanien zu erheben, nach dem Vorbild des Katalanischen, Baskischen und Galicischen. Bislang ist diesen Versuchen kein Erfolg beschieden, derzeit scheint der Ausgang nicht absehbar. Es ist allerdings im Rahmen dieser Bemühungen zur Ausarbeitung von Referenzformen gekommen, allerdings sind die internen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Richtungen noch nicht völlig abgeschlossen¹⁹. Dabei spielt die Frage nach einer mehr oder weniger starken Abgrenzung vom Kastilischen eine Rolle; eine (gewisse) Dependenz ist allerdings erkennbar. Immerhin gibt es eine teilweise beträchtliche Präsenz der Sprache im öffentlichen Leben. Die Sprecherzahl wird meist mit mindestens 300 000 angegeben.

Eine Varietät des Asturisch-Leonesischen (so die übliche Bezeichnung in der romanischen Sprachwissenschaft) ist das im portugiesischen Miranda gesprochene Mirandésische²⁰. Eine (bescheidene) Renaissance hat dort vor allem seit dem Ende der Diktatur begonnen. Die Sprecherzahl lässt sich auf 3000-4000 schätzen. Die Sprache hat heute eine gewisse Präsenz in der Öffentlichkeit und sogar in den Institutionen. In jüngerer Vergangenheit wurde eine Referenzform erarbeitet, die vor allem in der Graphie stark von den portugiesischen Traditionen abhängig ist und die asturische Norm nicht berücksichtigt. Die Schöpfer argumentieren (mit Recht), dass die Verbindungen zu Asturien aufgrund der politischen Grenzen seit langem abgebrochen sind

¹⁸ Eine ähnlich komplizierte Lage herrschte lange im Bretonischen, wo zeitweise vier verschiedene (allerdings verwandte) Graphiesysteme in Konkurrenz standen, vgl. Merser, A[rmand]ar, 1989. *Les orthographe du breton*. Brest: Brud Nevez.

¹⁹ Vgl. zur ersten Einführung: García Arias, Xosé Luís, 1992. „Asturianisch: Externe Sprachgeschichte“, in: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian, (Hg.). *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, Band VI,1, 681-693. Aktualisierung: Merlan, Aurelia, 2008. „El asturiano en el Principado de Asturias y en la Tierra de Miranda“, in: Doppelbauer, Max/Cichon, Peter, (eds.). *La España multilingüe*, Wien: Praesens, 77-107; Viaut, Alain, 2009. „Naissance et configuration sociolinguistiques de l'asturien: du descriptif au performatif“, in: Lagarde, Christian, (éd.), *Le discours sur les « langues d'Espagne »/El discurso sobre las „lenguas españolas“ 1978-2008*. Perpignan: Presses Universitaires de Perpignan, 167-179.

²⁰ Vgl. Cahen, Michel, 2009. *Le Portugal bilingue*. Histoire et droits politiques d'une minorité linguistique: la communauté mirandaise. Rennes: Presses Universitaires de Rennes; Merlan, Aurelia, 2009. *El mirandés*. Situación sociolingüística de una lengua minoritaria en la zona fronteriza portugués-española. Uviéu: Academia de la Llingua Asturiana.

und die Sprecher des Mirandesischen kein Naheverhältnis spüren. Es ist allerdings umgekehrt klar, dass eine Sprechergemeinschaft von weniger als 4000 Menschen nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln ihr „kommunikatives Auslangen“ zu finden. Viele Textsorten, die in einer modernen Alltagskommunikation gebraucht würden, können von einer so begrenzten Zahl von Schreibern nicht produziert werden. Sie sind daher zur Verwendung der dominanten Sprache, hier des Portugiesischen, gezwungen – die kommunikative Bedeutung des Mirandesischen wird durch diese Erarbeitung einer eigenen Norm geschwächt, nur die identitäre/symbolische Bedeutung kann zunehmen. Hätte sich die lokale Norm an der asturischen ausgerichtet, was natürlich nicht ohne einen ausgiebigen Vorbereitungsprozess möglich gewesen wäre, hätte ein sehr viel größeres sprachliches „Hinterland“ zur Verfügung gestanden, wäre eine umfangreichere Kommunikation in der dominierten Sprache möglich gewesen und ihre Aussichten auf langfristige Bewahrung hätten sich wahrscheinlich verbessert. Die Frage lässt sich nicht abschließend klären, immerhin verdient sie, im Interesse des Fortbestehens sprachlicher Vielfalt diskutiert zu werden. Die Entwicklungen sollten sehr genau beobachtet werden.

Die Sache ist im vorliegenden Fall besonders interessant, weil es sich um Entwicklungen handelt, die sich vor unseren Augen abspielen. Die historischen Entschuldigungen, die für das Okzitanische ins Feld geführt werden können, spielen hier keine Rolle mehr.

3.3. Das Katalanische: so paradox es angesichts des Zitats von Badia i Margarit klingen mag, auch ein kleiner Ausblick auf das Katalanische könnte sich lohnen. Es ist bekannt, dass die von Pompeu Fabra seit dem frühen 20. Jahrhundert maßgeblich erarbeitete Referenzform sich, nicht zuletzt aufgrund ihrer professionellen Qualität, relativ rasch in Katalonien durchsetzen konnte, obwohl es teilweise durchaus relevante Widerstände (vor allem von konservativer Seite) gab. Auch viele Intellektuelle anderer katalanischsprachiger Gebiete, vor allem Valèncias und der Balearen, akzeptierten sie noch vor dem Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges. Die Reaktionen im französischen Nordkatalonien waren zögerlicher, letztendlich aber auch positiv. Allerdings enthielt Fabras Norm auch eine Abgrenzung zum Okzitanischen, das als vom Katalanischen verschiedene Sprache interpretiert wurde (und wird). Dieser Abgrenzungspolitik stand auf okzitanischer Seite (teilweise) die umgekehrte Vorstellung von einem einheitlichen okzitanisch-katalanischen Sprachgebiet gegenüber. Das wird schon in der Blütezeit des Felibrige (ab 1876) deutlich: er war in verschiedene geographische Sektionen gegliedert, darunter auch eine katalanische. Als diese allerdings fast keine Mitglieder in Spanien gewinnen

konnte, wurde sie Ende des 19. Jahrhunderts (durch den damaligen *Capolièr* Félix Gras) stillschweigend wieder aufgelöst. Auch für Alibèrt gab es einen okzitanisch-katalanischen Sprachraum, den er als Kontinuum verstand (daher war nach seinem Verständnis das Languedokische die für die Referenzform zentrale Varietät), der sich allerdings aufgrund der historischen Abläufe gespalten hatte. In seinen Augen sollte die normative Arbeit die Existenz dieses Kontinuums betonen. Viele andere Okzitanisten teilten seine Konzeption (einige tun es noch immer). Das führte im Jahre 1934 von katalanischer Seite zu einer scharfen Abgrenzung von den okzitanischen Wunschträumen, in Gestalt eines am 30. April des Jahres veröffentlichten Manifests mit dem Titel *Desviacions en els conceptes de llengua i de Pàtria*, das von vielen der wichtigsten katalanischen Intellektuellen unterzeichnet wurde²¹. Mit diesem Text wurden überzogene okzitani(sti)sche Hoffnungen gebremst, er hatte aber wohl auch eine weitere politische Bedeutung im damals so unübersichtlichen Kontext Spaniens. Wahrscheinlich befanden sich die Unterzeichner des Textes in einer widersprüchlichen Situation.

Immerhin zog auch an dieser Stelle die Kommunikation den Kürzeren gegenüber der Demarkation.

Die Sache bekommt insofern eine unerwartete Coda, als bekanntlich nach dem Ende der Diktatur sich vor allem in València ein immer stärkerer nicht nur sprachlicher Separatismus entwickelte, der in Extremen soweit ging, nicht nur die Identität zwischen Katalanisch und Valencianisch zu leugnen, sondern sogar jedes Naheverhältnis zwischen beiden Varietäten in Frage zu stellen. Die Begrenzung des Kontinuums nach Norden, die 1934 von katalani(sti)scher Seite aus erfolgt war, erfuhr nun von valencianistischer Seite aus ein Pendant im Süden²²: Überreste des Franquismus, ideologische Vorurteile und politisches Machtkalkül vereinten sich zu einer Politik, die wiederum die Demarkation und Identität gegenüber der Kommunikation bevorzugte. Das zeigt sich auch daran, dass gegenüber der sehr konsequenten prokatalanischen Sprachenpolitik im *Principat* die Kooffizialität in der *Comunitat Valenciana* noch immer weit von einer wirklichen Umsetzung entfernt ist. Allerdings hat der valencianische Autor Lluís Fornés, nicht ganz zu Unrecht, festgestellt, dass der Text des Manifests von 1934 implizit auch eine Rechtfertigung des valen-

²¹ Vgl. Rafanell, August, 2006. *L'illúsió occitana*. Le llengua dels Catalans, entre Espanya i França. Barcelona: Quaderns Crema, 2 vols., v.a. 1139-1175.

²² Vgl. u. a. Doppelbauer, Max, 2006. *València im Sprachenstreit*. Sprachlicher Sezessionismus als sozialpsychologisches Phänomen. Wien: Braumüller. Zum weiteren Kontext: Viadel, Francesc, 2009. „*No mos fareu catalans*“. *Història inacabada del blaverisme*. València: Publicacions de l'Universitat de València.

cianischen Separatismus enthalte²³. Nun kann man natürlich für eine Jahrzehnte später erfolgte Entwicklung nicht die Autoren früherer Texte verantwortlich machen (Karl Marx ist *nicht* für den Stalinismus verantwortlich!), die Spannung zwischen Kommunikation und Demarkation ist aber natürlich immer latent vorhanden und kann zu den unterschiedlichsten Zwecken ausgenutzt werden. Es verwundert daher den außen stehenden Beobachter nicht, dass die aufeinander folgenden spanischen Zentralregierungen, gleichgültig welcher politischen Couleur, dem valencianischen Separatismus – sagen wir – mit einem gewissen Verständnis gegenübertraten. Wo identitäre Ansprüche in den Vordergrund treten, verliert die Kommunikation an Bedeutung, wird ein kommunikativer Konkurrent geschwächt und kann das Licht des Kastilischen umso heller strahlen.

3.4. Hausa: ein weiterer Aspekt des beobachteten Phänomens nötigt mich zu einem Umweg in die ehemaligen Kolonialgebiete außerhalb der Romania. Bekanntlich ist das Hausa die tschadische Sprache mit den meisten Sprechern (ca. 35 Millionen S1 und S2) und eine der wichtigsten Vehikularsprachen in Westafrika. Es wird vor allem in Nigeria und in Niger gesprochen, das erste eine ehemals englische, das zweite eine frühere französische Kolonie. In beiden Staaten gibt es einen bestimmten Ausbau des Hausa, allerdings nach unterschiedlichen Prinzipien: in Nigeria ist die Referenzform von den Schreibkonventionen des Englischen beeinflusst, in Niger von denen des Französischen; die eigene Schrifttradition seit dem 14./15. Jahrhundert in Ajami-Schrift (einer Varietät der arabischen Schrift) wurde dabei natürlich nicht berücksichtigt²⁴. Damit wird der kommunikative Wert des Hausa, vor allem in den modernen Textformen, stark reduziert.

Das Hausa wurde hier nur als Beispiel für viele andere Sprachen in postkolonialen Situationen gewählt. Der Prozess der Vervielfachung und Konkurrenzentwicklung von Referenzformen ist dabei in seinen Grundlagen immer derselbe. Natürlich lassen sich solche Beispiele mitunter auch für dominierte Sprachen in nicht-(post-)kolonialen Situationen finden.

²³ Fornés Pérez, Lluís, 2004. *El pensament panoccitanista (1904-2004)*. València: tesi doctoral; vgl. auch Rafanell, *op. cit.*, 1147.

²⁴ Vgl. etwa Glück, Helmut, (Hg.), 2010. *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar: Metzler, s. v. „Hausa“ Der Eintrag stammt aus der Feder von Mechthild Reh).

4. Einige Überlegungen zum Schluss

Ich will mit den vorgelegten Skizzen nicht gegen die Normativierung von dominierten Sprachen polemisieren. Allerdings möchte ich zu mehr Vorsicht im Umgang mit solchen Prozessen aufrufen. Vor allem sollte dem Aspekt der kommunikativen Bedeutung mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, denn *jede Normativierung* hat implizite Folgen für die kommunikative Bedeutung des bearbeiteten Feldes. Die Formulierung ist deshalb bewusst schwammig, weil etwa die Entstehung der Referenzform des Okzitanischen in Oberitalien nicht nur für die in ihr geschriebenen Texte Bedeutung hat, sondern weil durch die Abgrenzung zu den benachbarten, in Frankreich geschriebenen Varietäten auch Folgen auf diese eintreten. Nicht nur die neu geschaffene Referenzform ist betroffen sondern auch die abgetrennten Teile. Und – im Unterschied zu einer dominanten Sprache – kann in einer dominierten Sprache gewöhnlich die Verwendung einer als gültig erklärten Referenzform nicht durch Institutionen erzwungen werden, im Gegenteil, es ist zu erwarten, dass das Schisma sich auf Dauer installiert (es wäre bei den dominanten Sprachen nicht anders, wenn dort nicht ein institutioneller Druck, der mit soziolinguistischen Überlegungen meist nichts zu tun hat, eines Moments einer Lösung den „Zuschlag“ geben würde). Hinzu kommt, dass dominante Institutionen im Hinblick auf die kommunikative Reichweite der dominanten Sprache das Maximum (innerhalb der definierten Sprachgrenzen) erreichen wollen, also jede Konkurrenz oder auch nur Devianz zu verhindern suchen. Der Sprachunterricht in den Staatssprachen, ob es Französisch, Deutsch oder was auch immer sei, hat *nicht nur* die Funktion einer Verbesserung der Kommunikationsfähigkeiten des Einzelnen sondern auch die einer sozialen Disziplinierung; deshalb werden Orthographiefehler (sie sind am leichtesten festzustellen, das Gesagte gilt indes *mutatis mutandis* auch für andere Normverstöße) so negativ konnotiert und in weiten Kreisen noch immer als Indiz für geringe Intelligenz angesehen. Auf diese Weise lässt sich leicht sozial diskriminieren, aber auch politisch ausgrenzen oder stigmatisieren. Mit anderen Worten: Demarkation wird in diesem Bereich nur in sehr kontrollierter Weise akzeptiert (Dialektgedichte sind z. B. möglich, ein wissenschaftlicher Text in dialektalem Gewand käme gewöhnlich dem intellektuellen Selbstmord des Verfassers gleich). Umgekehrt sind die Institutionen der dominanten Sprachen gegenüber demarkativen Bestrebungen innerhalb der dominierten Sprachen, die in ihrem Geltungsbereich verwendet werden, sehr tolerant. Das ist kein Zufall, die Römer kannten das Prinzip auch schon: *divide et impera!*

Georg Kremnitz

Der Ausgleich zwischen *Kommunikation* und *Demarkation* ist gerade in diesem Bereich sehr heikel und kann gewaltige Folgen für die Zukunft der betroffenen Sprache(n) bekommen. Dieses Spannungsverhältnis zu ignorieren bedeutet unter Umständen, Lösungen zu befördern, die zu einem Ergebnis führen, das dem intendierten diametral entgegensteht.

Wien, 15.I.2011

Anforderungen an die schriftsprachliche Kodifizierung von Regional- und Kleinsprachen am Beispiel des *créole martiniquais*

Peter CICHON, Wien

1) Zu den Charakteristika vieler Regional- und Kleinsprachen gehört ein oft unvollständiger Grad der Kodifizierung. Ein Grund dafür ist ihre häufige Beschränkung auf eine kleinräumige, nächstsprachlich-orale Verwendung. Der gleichzeitige Mangel an distanzsprachlichen, die Sprachgemeinschaft als Ganzes überdachenden Kommunikationsformen erschwert die soziale Durchsetzung sprachlicher Standardformen und heftet diesen Sprachen das Konnotat sprachlicher Defizienz an. Zugleich bringt er sie in die Defensive. Vor dem Hintergrund der wachsenden Durchstaatlichung sowie der Medialisierung und der kulturellen Nivellierung europäisch geprägter Gesellschaften bei gleichzeitig ungebrochenem Fortbestand des Dogmas staatsnationaler Einsprachigkeit gibt es bald keine Rückzugsgebiete mehr für sie und kommt ihr Weiterbestand vielerorts ernsthaft in Gefahr. Ihr langfristiges Überleben liegt einzig in der Offensive. Um gegen den Konkurrenz- und Assimilationsdruck von Seiten der gesellschaftlich und politisch dominierenden Staatsprache(n) zu bestehen, müssen sie ihre soziale Attraktivität stärken. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung ist die Arbeit an der eigenen Kodifizierung. Kodifizierung als Formulierung und soziale Umsetzung sprachlicher Standardformen funktioniert dabei auf verschiedenen Ebenen, der der Graphie, des Lexikons und der Grammatik. In Bezug auf das *créole martiniquais* sind Kodifizierungsbemühungen vorrangig auf die Durchsetzung eines Graphiestandards konzentriert. Entsprechend liegt auf ihnen auch der Akzent der folgenden Ausführungen.

2) Die Anforderungsprofile an die Durchsetzung einer Schriftkoiné für Regional- und Kleinsprachen sind von Sprache zu Sprache verschieden und in sich facettenreich. Gleichwohl gibt es einen Katalog von Maßgaben, deren Berücksichtigung für alle gleichermaßen wichtig ist:

a) Zu ihm gehört zunächst die Nähe bzw. Distanz zwischen der Regionalsprache und der gesellschaftlich dominierenden Sprache, ihr jeweiliger rechtlicher Status und ihre soziale Verteilung, d.h. der Grad der Komplementarität und Überschneidung ihrer Verwendungsbereiche sowie deren Entwicklungstendenzen. Für die Formulierung und soziale Durchsetzung

eines graphischen Standards von Regionalsprachen ist diese Maßgabe insofern wichtig, als sie zu der Überlegung anregt, wie viel formale Nähe bzw. Distanz zum Graphiesystem der dominierenden Sprache anzustreben ist, sowie darüber, welche Ausbaumaßnahmen an der Infrastruktur der Regionalsprache flankierend notwendig sind, damit die kodifikatorischen Neuerungen kommunikatorisch auch greifen.

b) Eng damit verbunden ist die Frage der Einstellung der Sprecher zu ihrer Regionalsprache sowie zur Staatssprache, die Bewertung ihrer sozialen Präsenz, die identitäre Bedeutung, die sie der einen wie der anderen Sprache zusprechen sowie der Grad der Gruppenkohäsion bzw. des Zusammengehörigkeitsgefühls als Sprachgemeinschaft. Sie gilt es zu berücksichtigen, weil eine Kodifikation, die von Sprechern angenommen werden soll, an ihrer sprachideologischen Disposition anknüpfen muss. Andernfalls riskiert sie, ins Leere zu gehen. Die Geschichte der Regional- und Kleinsprachen weist zahlreiche Kodifizierungsprojekte auf, die scheitern, weil sie die Sprecher mit einem verfrühten Maximalismus schlicht überfordern, statt sie schrittweise aus ihrer diglossischen Befangenheit herauszuführen.

c) Eine dritte wichtige Maßgabe ist die Frage nach dem kommunikatorischen Zweck, dem der Schriftstandard dienen soll bzw. die Frage, welche Form der Kodifizierung eine Chance auf soziale Umsetzung hat. Hier gilt zu berücksichtigen, dass viele Sprecher diglossisch dominierter Sprachen deren soziale Zurücksetzung verinnerlicht haben, das hierarchisierte Verhältnis zwischen Regional- und Staatssprache oft an der Dichotomie Oralität vs. Skripturalität festmachen und in der nächstsprachlichen Mündlichkeit ihrer Regionalsprache deren Spezifik sehen. Sie haben die Begrenztheit ihrer Regional- bzw. Kleinsprache gewissermaßen positiv gewendet und zu einer identitären Bestimmungsgröße gemacht. Das kann zur Folge haben, dass sie einem schriftsprachlichen Ausbau skeptisch gegenüberstehen, ja hierin sogar eine Gefährdung eben dieser Identität sehen. Daraus resultiert vielerorts eine Diskussion darüber, ob es Sinn macht, die Regionalsprache für einen Wirkungsbereich auszurüsten, in dem sie sich einem übermächtigen Konkurrenten gegenüberstellt, statt sich auf ihre komplementäre Kompetenz zu konzentrieren und sie für den Gebrauch in jenen Domänen zu stärken, die sie traditionell besetzen. Mit Blick auf den dauerhaften Erhalt der Regionalsprache gilt hier einzubringen, dass es neben dem subjektiven Bedarf der Sprecher auch einen objektiven Sprachbedarf gibt, gemeint ist damit jene kodifikatorische und soziale Ausbaustufe, die nach aller Erfahrung notwendig ist, um den Anforderungen moderner Kommunikation zu genügen.

d) Eine vierte wichtige Maßgabe ist die Berücksichtigung der im Kommunikationsraum der Regionalsprache bereits existierenden Verschriftungssysteme, seien es das der Staats- oder das/die der Regionalsprache. Was die Regionalsprachen angeht, so erweist es sich oft als schwierig, gegen bereits bestehende, nicht selten nur sektoral ausgelegte Verschriftungssysteme einen pansprachlichen Standard durchzusetzen. Hinzu kommt, dass diese Verschriftungssysteme nicht selten am graphischen Standard der dominierenden Sprache orientiert sind, was der Wahrnehmung der Sprachhaftigkeit der Regionalsprachen Abbruch tun kann. Eine wichtige Anschlussfrage ist die nach dem Gegebenen und der Beschaffenheit von Anwendungsfeldern für den Schriftgebrauch in der Regional- und Kleinsprache. Welches Volumen haben sie, wie ausbaufähig sind sie? Ein Schriftstandard, der praktisch werden soll, muss auf eine ausgebaute Infrastruktur zurückgreifen können. Wo ein solcher *espace social* fehlt oder deutlich defizitär ist, droht erworbene Schreib- und Lesekompetenz rasch wieder zu verkümmern, und mit ihr das Sprachbewusstsein und die Konnotation der Sprache.

3) Schauen wir nun, wie sich dieser Katalog von Maßgaben auf Martinique gestaltet.

Ad a) (*soziale Verteilung*) Das *créole martiniquais* ist zwar eine Regional-, jedoch bezogen auf die Insel absolut keine Kleinsprache. Der rund 200jährige, grosso modo von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jh. andauernde Import afrikanischer Sklaven führt zu einem massiven Übergewicht an farbiger Bevölkerung (heute sind es mehr als 80% der 402.000 Inselbewohner¹). Das auf der Basis der Sklavenhalter- und Plantagengesellschaft entstehende Kreolisch ist für nahezu alle Martiniquais, unabhängig von ihrer Hautfarbe, bis zur Mitte des 20. Jahrhundert die dominierende Alltagssprache. Erst in den 1950er und 60er Jahren kommt ein allmählicher Dekreolisierungsprozess in Gang und setzt sich bis heute fort. Ausgelöst wird er durch das Zusammenwirken verschiedener Einflussfaktoren: Die wirkungsmächtigsten sind der massive Ausbau des strikt monolingual französischsprachigen Schulsystems, das zunehmende Eindringen der oralen, seinerzeit rein frankophonen Massenmedien in das Alltagsleben der Menschen, zunächst des Radios, später des Fernsehens, sowie ein wirtschaftlicher Strukturwandel, konkret das Verschwinden der traditionellen, personalintensiven Zuckerrohrplantagenwirtschaft und die Abwanderung großer Teile der ländlichen Bevölkerung in die (Vor-)Städte. Lebt diese auf dem Land in einem weitgehend monolingual

¹ Lt. Fischer-Weltalmanach 2011.

kreolophonen Umfeld und nimmt die städtische Dominanz des Französischen nur aus der Distanz wahr, so wird sie im (semi-)urbanen Umfeld konkret erfahren und verinnerlicht, mit entsprechenden Folgen für das Sprachverhalten und -bewusstsein. Dieses zeigt sich u.a. im Umgang mit den eigenen Kindern: Sie sind die erste Generation, die mit zwei Muttersprachen aufwächst und dabei mit Französisch als zunehmend dominanter Erstsprache.

Politisch ist Martinique monolingual frankophon, sozial ist es zweisprachig. Mit der Verbreitung gelebter Zweisprachigkeit einher geht ein auf den ersten Blick paradox erscheinender Zuwachs sowohl an Französisch als auch an Kreolisch. Das erklärt sich damit, dass es auf der einen Seite zu einem Vordringen des Französischen in nächstsprachlich-orale Domänen kommt, die traditionell vom Kreolischen besetzt sind, und umgekehrt ein Eindringen des Kreolischen in urbane informelle Verwendungskontexte, in den Bereich audiovisueller Medien, in die Populärmusik, das Kirchenleben und weitere traditionell vom Französischen besetzte Domänen. Dies führt jedoch nicht unmittelbar zur Sprachverdrängung, sondern zunächst nur zur Ausweitung der Überschneidungsbereiche der Kontaktsprachen.

Anders als dieser zumindest teilweise proportionale Domänenausbau verläuft die wechselseitige sprachformale Beeinflussung überwiegend vom prestigereicheren Französisch hin zum Kreolischen. Besonders ausgeprägte Formen der Französisierung des Kreolischen werden bisweilen als *francole* bezeichnet. Sprachliche Durchmischungen, mit Blick auf das Kreolische als Meso- oder auch Interlekte bezeichnet, hat es zu allen Zeiten gegeben. Ihre linguistische Klassifizierung erfolgt in verschiedenen Modellen: Claire Levebvre (1976) schlägt eine binäre Grobgliederung mit einer Zuordnung der verschiedenen Mischformen entweder zum Französischen oder zum Kreolischen vor, konkret drei Kreolischvarianten (*créole des vieux* bzw. *créole plat*, *créole moyen* bzw. *créole intermédiaire* sowie *créole rajeuni* bzw. *créole des jeunes*) und vier Französischvarianten (*mauvais français*, *français moyen*, *français correct* sowie *français pur* bzw. *français livresque*). Ein ähnliches Grundprinzip vertritt Marie-Christine Hazaël-Massieux (1996), die von zwei parallel verlaufenden Kontinua spricht, einem französischen, das zwischen einem *français soutenu* und einem *français populaire* oszilliert, und einem kreolischen, das von einem *créole soutenu* hin zu einem *gros créole* verläuft. Die proportionale Verteilung der verschiedenen Mischformen von Französisch und Kreolisch können wir uns als eine Art Zwiebelturm mit schmalen Sockel und schmaler Spitze vorstellen, in der Formen wie *créole des vieux* bzw. *français populaire* an der Basis ebenso wie *créole* und *français soutenu* an der Spitze eine deutlich geringere Gebrauchsfrequenz erreichen als das breite Spektrum an sprachlichen Zwischenstufen.

Traditionelle Domäne des Kreolischen ist wie bereits erwähnt der informelle Bereich, Voraussetzung für ihre Verwendung sind gemeinhin Vertrautheit, beiderseitiges Einverständnis bezüglich Kreolischgebrauch sowie situative Gleichrangigkeit. Sicherlich gelten diese Gebrauchsbedingungen nicht überall gleichermaßen: So ist die Familie zwar ein informeller und auf Vertrautheit aufbauender Kommunikationsbereich, gleichwohl ist es bis heute verpönt, dass Kinder ihre Eltern in Kreolisch ansprechen. Und Partnerschaften ebenso wie Freundeskreise sind zwar ihrerseits klassische Kreolisch-Domänen, doch auch hier ist niemand gut beraten, schon beim Primärkontakt bzw. in der Aufbauphase eines Näheverhältnisses Kreolisch zu sprechen. Entgegengesetzt komplementär zu den Domänen des Kreolischen sind formelle, hierarchische und anonyme Kontexte typische Verwendungsbereiche des Französischen, also etwa Ämter und Behörden, Schule und Universität sowie die anonyme urbane Öffentlichkeit.

Wenn bisher noch keine Rede vom schriftsprachlichen Gebrauch des martinikanischen Kreolischen war, so deshalb, weil es vor allem als Oralsprache funktioniert und schriftlich kaum verwendet wird. In den wenigen Bereichen, in denen es zum Schriftgebrauch kommt, im Wesentlichen sind dies Schule, Literatur und Printmedien, bleibt dieser recht bescheiden. Das schmälert natürlich die kommunikatorische Relevanz einer kreolischen Schriftkoiné. Um sie zu steigern, muss die soziale Attraktivität kreolischen Schriftgebrauchs verbessert werden, vor allem durch einen Ausbau seiner Verwendungsdomänen. Ein solcher Ausbau kann nur von den Sprecherinnen und Sprechern selbst ausgehen. Natürlich sind die soziale Attraktivität des Kreolischen und die daraus resultierende Loyalität der Sprecher ihm gegenüber in starkem Maße Funktion einer förderlichen Sprachenpolitik, gleichwohl sind es die Sprecher, die diesen Funktionskreislauf in Gang setzen müssen. Denn die politische Förderung einer Regionalsprache entsteht nicht aus sich selbst heraus, gewissermaßen als Folge einer selbstreflexiven politischen Ethik, sondern ist das Ergebnis sozialen Drucks, den die Sprecher erzeugen; ebenso macht eine von der öffentlichen Hand bereitgestellte verbesserte sprachliche Infrastruktur nur dann Sinn, wenn die Sprecher willens sind, sie auch zu nutzen.

Ad b) (*Einstellung der Sprecher*) Ebenso wie die kommunikatorische Praxis ist die Konnotation des Kreolischen eine bis heute ungebrochen diglossische. Dies ist die zwangsläufige Folge jener doktrinären frankophonen Einsprachigkeit, deren gesellschaftliche Umsetzung die französische Regierung in den ehemaligen Kolonien mit der gleichen Kompromisslosigkeit wie im Mutterland betreibt. Zudem ist die soziale und ideelle Hierarchisierung der

Sprachen historisch tief gestaffelt, denn seit den Anfängen der Kolonialzeit hängt dem Kreolischen unterschwellig das Stigma der Unterschichtskultur an, paradoxerweise gegen eine lange Zeit anders verlaufende, nämlich allgemeine Praxis in dieser Sprache.

Auch wenn die soziale Verteilung und Konnotation des Kreolischen weiterhin eine diglossische ist, so wird die soziale Kopräsenz zwischen Französisch und Kreolisch von den Sprechern heute zunehmend entspannt gesehen.² Denn wo die Diglossie wie auf Martinique mit einer weit verbreiteten individuellen Zweisprachigkeit einhergeht – ganz anders übrigens als auf Haiti, wo 90% der Bevölkerung keine oder nur minimale Kenntnisse des Französischen hat – verliert sie viel von ihrer Bedrohlichkeit, da immer mehr Sprecher immer höhere Kompetenzen auch in Französisch erlangen und so die mit kreolophoner Monolingualität verbundene soziale Benachteiligung kompensieren können. In der Folge kommt es verstärkt zu einer hierarchischen Versöhnung der Sprachen: Französisch ist die nützliche Sprache, Kreolisch der Identitätsspende. Christian March spricht in diesem Zusammenhang von einem positiv konnotierten additiven Bilinguismus (March 1996: 59).

Für den Schriftsteller Rafaël Confiant bleibt das Verhältnis der Martiniquais zu ihrer kreolischen Sprache und Kultur gleichwohl von Ambivalenz geprägt. Tief im Kollektivbewusstsein verwurzelter Identitätsträger, leidet es ihm zufolge bis heute unter dem ideellen Erbe der Sklavenhaltergesellschaft, deren Rassismus zu einer Entfremdung gegenüber kreolischer Sprache und Kultur führt, die deutliche Züge von Selbsthass trägt:

[...] Les Martiniquais, on est dans une situation d'ambivalence permanente. On aime notre culture et on la déteste en même temps. [...] Quand on examine au fond, quand on gratte la créolophobie, ce qui est en-dessous, c'est de la négrophobie. Les gens détestent le créole parce qu'ils pensent que le créole c'est nègre. Or c'est faux. Le créole n'a pas été créé par les Noirs, mais il a été créé en commun par les premiers Noirs et les premiers Blancs pendant les cinquante premières années de la colonisation [...] Une fois que les colons sont devenus riches, ils n'ont rien voulu partager avec les Noirs [...] Et ça a produit tout ce qui est raciste, une société qui dénigrerait tout ce qui est noir et africain. Et les Noirs ont intégré ce racisme. Bien sûr, il y avait l'abolition, il avait la négritude, il y avait tous les mouvements qui ont

² Siehe dazu u.a. March 1996: 212 und Reutner 2005: 51.

critiqué le racisme. Mais vous savez très bien que les structures mentales sont des choses très difficiles à disparaître [...] Jusqu'à aujourd'hui, les Antillais sont au fond d'eux-mêmes négrophobes. Ils ne sont pas ouvertement négrophobes comme à la génération de mes parents. A la génération de mes parents, les Antillais étaient ouvertement négrophobes. Ça se manifestait comment? Moi quand je suis arrivé à l'école, le premier jour, tous les enfants se sont assis dans la classe. Et la maîtresse a dit: « Vous, vous, vous, vous vous mettez devant, vous, vous, vous, allez derrière! » Et ce n'est qu'après ce jour, que je me suis rendu compte que tous les enfants qui avaient la peau un peu claire, elle les a mis devant et tous ceux qui avaient la peau noire, elle les a mis derrière. Et tout le monde trouvait ça normal [...].³

Als Indiz dieses bis heute ambivalenten Verhältnisses der Martiniquais zum Kreolischen wertet Confiant den Umstand, dass die Sprachenfrage in der politischen Programmatik autonomistischer Parteien nicht vorkommt:

[...] Vous prenez le programme politique de n'importe quel parti autonomiste ou nationaliste dans n'importe quelle région du monde, la Corse, les Berbères, les Kurdes, les Occitans, enfin, quand vous regardez le programme, il y a toujours un chapitre 'Défense de la langue'. Quand vous prenez les programmes des partis politiques nationalistes antillais, il y a rien sur la langue, pas un mot, rien [...].

Gleichwohl scheint heute in der Bevölkerung nicht nur die Zweisprachigkeit, sondern auch die Sprachmischung zunehmend positiv konnotiert zu sein. Dabei entsteht der Eindruck, dass im Gebrauch dieser Interlangue ebenso wie in dem des Kreolischen die symbolische Funktion eine immer größere Bedeutung erlangt, und zwar als Identitätsanker angesichts der erdrückenden Omniprésence französischer Kultur und Sprache.

Anders als die Masse der Sprecher betrachten Sprachwissenschaftler und Kulturschaffende auf Martinique die zunehmend monodirektional vom Französischen zum Kreolischen verlaufende Sprachmischung mit wachsendem Unbehagen, sehen sie in ihr doch das Risiko eines schleichenden Sprachverlustes. Robert Damoiseau, Linguistik-Professor und Kreolisch-Spezialist an

³ Rafaël Confiant in einem am 11.III.2011 an der Université der Antilles et de la Guyane in Fort-de-France geführten Interview.

der Universität des Antilles et de la Guyane, gibt ein anschauliches Beispiel für solche assimilatorischen Tendenzen im Kreolischgebrauch:

[...] malheureusement c'est quelque chose qui attaque en profondeur le créole, y compris la syntaxe [...] Une chose qui me semble grave, en relation avec ce que je disais tout à l'heure, la copule, p. ex. *avoir besoin de*, en créole c'est un état, *i bizwen liv-la*. Ça n'a rien à voir avec le verbe avoir, aucun rapport avec le verbe avoir [...] Ce qui est inquiétant, ce que vous entendrez à l'heure actuelle, il y a beaucoup de créolophones qui, sur le modèle du français, vont vous dire: *I ni bizwen liv-la*. *Ni* c'est le verbe *avoir*. Ce *ni-la*, cette transformation *avoir+bizwen* est une francisation qui me semble affecter la vision de la langue elle-même. Ça me semble très grave. On sait que les langues évoluent. J'ai des collègues qui disent: Il faut laisser aller. Pourquoi mettre des freins? Seulement là, la proximité lexicale, me semble-t-il, va accélérer la décréolisation si on ne met pas des barrières [...].⁴

Rafael Confiant sieht die Sorglosigkeit der Kreolischsprecher im Umgang mit Sprachmischung als Ursache für den in seinen Augen bereits weit fortgeschrittenen Prozess des Aufgehens des Kreolischen im Französischen:

[...] Les Martiniquais dans la rue ne pensent pas que le créole est en danger. Mais je pense qu'il n'est pas seulement en danger, mais déjà en train d'entrer en agonie. Parce que ce que les gens appellent créole, c'est du charabia [...].

Diese Kundgaben deuten an, das es mit Blick auf die Annahme einer kreolischen Schriftkoiné neben kodifikatorischen Bemühungen und Domänenausbau auch eines Ausbaus des Bewusstseins der Sprecher bedarf, u.a. in Form der Stärkung des sprachlichen Eigenwertgefühls, der Sensibilisierung für die Mechanismen sprachlicher Substitution sowie der Einsicht in die sprachvalorisierende Funktion sprachlicher Normen bzw. in die Relevanz von Sprachpflege.

Ad c) (*soziale Funktion*) Auch wenn sich die relationale Konnotation des Kreolischen verbessert und es als bereichernde Konstituente der eigenen Identität gesehen wird, so bleibt das gesellschaftliche Engagement für den Sprachausbau doch eher gering. Das hat vor allem damit zu tun, dass die

⁴ Robert Damoiseau in einem Gespräch am 4.III.2011 in Fort-de-France.

Mehrheit der Sprecher das Kreolische weiterhin als ausschließlich orale Nähesprache betrachtet, die aufgrund ihrer breiten alltagssprachlichen Präsenz in keiner Weise gefährdet ist. Formen des Sprachausbaus, etwa im schulischen Bereich, werden zwar wohlwollend betrachtet, setzen jedoch kein besonderes Engagement in Gang.⁵ Denn Berufsrelevanz und distanzsprachliche Verwendbarkeit sind Qualitäten, die vorrangig dem Französischen zugesprochen werden und die es schulisch in keiner Weise zu gefährden gilt. Insofern ist es nachvollziehbar, dass die Eltern einen Kreolischunterricht ihrer Kinder nur unter der Prämisse unterstützen, dass dieser den Erwerb des Französischen nicht behindern darf. Das Potential einer bilingualen Alphabetisierung ist nicht nur aufgrund des monolingualen Habitus des französischen Schulsystems, sondern auch in Funktion des elterlichen Sprachbewusstseins noch immer schwer vermittelbar. In diesem Zusammenhang wird es interessant sein, zu beobachten, wie die kürzlich ergangene ministerielle Verfügung zur Einrichtung von Kreolischunterricht in der Grundschule von der Bevölkerung angenommen wird. Bisher kommen nur rund 5% der Schulkinder in Genuss von Kreolischunterricht.

Ad d) (*Stand der Kodifizierung*) Kodifizierung des Kreolischen, ich habe einleitend bereits darauf hingewiesen, meint vorrangig Schaffung einer martinikanischen Schriftkoiné. Weitergehende, zugleich Lexik und Morphosyntax umfassende Normierungsbemühungen bleiben auf ein Modell der *Groupe d'Etudes et Recherches en Espace Créolophone et Francophone* (GEREC-F) beschränkt, das im Sekundarschul- und Universitätsbereich Anwendung findet. Dieses Normkonzept, das sich an einem als 'authentisch' qualifizierten basilektalen Kreolisch orientiert, wird jedoch von großen Teilen der Bevölkerung abgelehnt, weil es einen deutlichen Bruch zu dem in der Alltagskommunikation verwendeten Kreolisch darstellt.⁶

Was nun die Ausgestaltung des martinikanischen Graphiestandard betrifft, so erfolgt diese mit Blick auf den Sprachverbund der frankokreolischen Antillen, bestehend v.a. aus Martinique, Guadeloupe, Guyane und Haïti, und den es als funktionierenden Kommunikationsraum zu berücksichtigen gilt. Denn, so Robert Damoiseau, trotz sprachlicher Spezifik der verschiedenen *francocréoles* besteht zwischen ihnen eine problemlose Interkomprehension:

[...] Entre un créolophone de Haïti et un créolophone de la Martinique, il n'y aura pas de problèmes d'intercompréhension, parce que le

⁵ Siehe dazu March 1996: 31.

⁶ Siehe hierzu Reutner 2005: 84ff.

lexique entre ces créoles-là est fourni par le français. Pas dans son intégralité, mais à 90% [...].

Weitergehende Angleichungen, etwa im Bereich der Morphologie, werden abgelehnt. Dem kommt entgegen, dass Kreolsprachen insgesamt über keine stark ausgebaute Morphologie verfügen:

[...] Les langues créoles ont peu de morphologie [...] Les créoles en relation avec les conditions dans lesquelles ils se sont formés, présentent très peu de phénomènes morphologiques. La notion de genre p. ex.... le créole n'a pas retenu la notion de genre. Ce qui est intéressant, c'est de voir ce que le créole a retenu du français, et ça c'est passionnant. Il a retenu les éléments pertinents au plan de la transmission de l'information. C'est là où on peut se servir du créole pour faire la linguistique générale et d'ailleurs beaucoup le font pour montrer ce qui est pertinent et ce qui ne l'est pas. Le créole évidemment, a retenu la notion de nombre. Parce que culturellement, on ne peut pas envisager une ethnie qui ne fasse pas le départ entre l'unicité et la pluralité; l'enfant, les enfants, l'arbre, les arbres. Dans le découpage du monde c'est capital, mais entre le tableau, la table etc., ça on ne voit pas bien, on sait que c'est historique [...] Mais c'est pas fonctionnel le genre. Le nombre est fonctionnel, on dit c'est un phénomène syntaxique, alors que le genre relève de la morphologie [...].⁷

Ungeachtet der wenig ausgebauten Morphologie können sich hinter scheinbar geringfügigen Unterschieden zwischen den einzelnen *francocréoles* gleichwohl recht verschiedene sprachliche Baupläne verbergen. Würde man sie unnötigerweise normativ einebnen, würden die einzelnen *francocréoles* viel von ihrem historisch gewachsenen Profil verlieren. Mit Blick auf das martinikanische Kreolisch führt Damoiseau dazu aus:

[...] Par exemple le mot *ka* [...] Devant les verbes, vous avez souvent le mot *ka*. Par exemple: *I ka travay*. C'est à dire ce petit mot, cette particule, ce morphème, cette marque verbale, c'est la marque de l'aspect progressif, plus largement de l'aspect imperfectif. Il serait bien sûr complètement farfelu si vous voulez qu'on vous parle créole haïtien,

⁷ Robert Damoiseau im Gespräch.

d'utiliser *ka* alors que globalement en Haïti vous n'allez pas trouver *i* mais *li*. C'est *il*, vous allez trouver *travay*, même lexique, mais grammaticalement vous allez trouver toute autre chose, qui est *ap* [...] C'est à chaque fois que vous avez un fond lexical qui est constant, mais que vous avez des spécificités syntaxiques difficiles à expliquer. Ça vient de être après à, qui au 17^e siècle, date de la colonisation de ce pays, qui était très utilisé en français pour marquer le progressif. Globalement les Anglais disent *-ing*: *He is working*. Etre après à, on trouve encore en français régional: « *Il est toujours après sa voiture.* » Ça ne veut pas dire qu'il court, mais « il est occupé à ». J'ai enregistré il y a quelques années dans une émission d'information, une dame qui travaillait dans son jardin et qui disait: « *J'étais après mes rosiers.* » Ça veut dire, elle était occupée à couper [...] Cet « après » vient du latin *ad pressum* (auprès) et autrement dit, ça a un sens locatif avant d'avoir un sens temporaire... Alors globalement, il y a une ressemblance du point de vu du sens entre *ka* et *ap*, mais la forme est évidemment très différente [...].

Was die formale Referenz für die kreolische Schriftkoiné angeht, so besteht die Wahl zwischen einer etymologischen Graphie, die sich an die französische Orthographie anlehnt, und einer phonographischen, die sich ausschließlich am oralen Sprachstand des Kreolischen orientiert. Die traditionell gebräuchliche Graphie zur Verschriftung aller *francocréoles* ist die etymologische. Sie hat den Vorteil, dass sie für denjenigen, der seine primäre Alphabetisierung in Französisch erfahren hat, und das ist die wachsende Mehrheit der Martiniquais, problemlos zugänglich ist. Ihr großer Nachteil ist jedoch, dass ihre enge Anlehnung an das französische Schriftsystem patoisierend wirkt und das Kreolische nicht als eigene Sprache, sondern als *forme dérivée du français* erscheinen lässt. Eine phonologische Graphie des Kreolischen hat demgegenüber den Vorteil, dass sie keinen 'Umweg' über das Französische machen muss und so die Eigensprachlichkeit des Kreolischen besser zum Ausdruck bringt.

Großmehrheitlich im Gebrauch ist heute eine recht streng phonographische, von Jean Bernabé und Rafaël Confiant vom GEREC-F formulierte Graphie:

[...] On a voulu se tenir le plus près possible de la phonétique, ce qui fait que les choix graphiques ne sont pas toujours similaires à ceux du français [...] Les linguistes qui ont élaboré l'écriture ont dit: On ne va pas retomber dans les mêmes arcanes de la graphie française [...] C'est

à dire qu'on a fait en sorte que pour un phonème il y ait une graphie [...].⁸

Gesellschaftlich erfährt diese Graphie laut Robert Damoiseau eine hohe Akzeptanz, ist jedoch nicht gänzlich konsensuell:

[...] Au niveau de la graphie, il y a pratiquement un consensus aujourd'hui. C'est-à-dire plus personne n'écrit avec la graphie du français, la graphie étymologique, parce que pendant deux siècles et demi le créole s'écrivait avec la graphie du français [...] Il y a encore des discussions sur la graphie du créole. Ici même à la Martinique, tout le monde n'est pas encore d'accord. Je dois dire quand même que [...] la majorité des utilisateurs utilisent la graphie GEREC [...] Il y a quelques adversaires. Il y a toujours des opposants, même dans un petit pays comme ici, qui contestent tel ou tel choix, mais globalement c'est le principe: un phonème = un graphème [...].

Zu einer ähnlichen Einschätzung der Akzeptanz dieses Graphiesystems gelangt Rafaël Confiant, und räumt zugleich ein, dass es wohl noch einiger Adaptierungen an den konkreten Sprachbedarf der Martiniquais bedarf:

[...] On est en plein travail sur la graphie. Le problème n'est pas résolu à 100%, il est résolu à 70, 80%. Il y a des livres en créole, etc. dans des journaux d'accord, mais de fait quand même il y a des points de friction [...].

Grund für eine gewisse Zurückhaltung der Sprecher ist, dass das Grundkonzept einer phonographischen Graphie für das Frankokreolische aus Haiti stammt, wo die sprachliche Ausgangslage wie bereits angeführt eine ganz andere als auf Martinique ist:

[...] Il fallait absolument qu'en créole on ne redouble pas la difficulté [du français, P.C.], parce que imaginez-vous un système où l'élève aurait l'orthographe du français à apprendre et puis une orthographe du créole inspirée du français mais aussi compliquée. Ça serait une charge. Donc, on a opté pour une graphie « fonético-fonologique », qui n'est pas sans défaut bien sûr. Cette graphie, elle pourrait être totalement

⁸ Robert Damoiseau im Gespräch.

efficace si nous étions un pays comme Haïti, où 90% des gens ne parlent pas français. Donc, cette graphie aurait été totalement efficace. Mais il ne faut jamais oublier que dans notre pays guadeloupéen ou de la Martinique, les gens apprennent d'abord le français [...].⁹

4) Der Anforderungskatalog an einen martinikanischen Schriftstandard weist ein für Regionalsprachen recht typisches Profil auf: Zu ihm gehört die Bewältigung der wachsenden Konkurrenzierung der eigenen Sprache in ihren traditionellen Verwendungsdomänen durch die Omnipräsenz der anderen, dominierenden Sprache, das Sich-Lösen von ihrer eher einseitigen Betrachtung als orale Nähesprache sowie der notwendige Ausbau ihrer defizitären kommunikatorischen Infrastruktur als Schriftsprache. Hinzu kommt die Bewältigung des latenten sprachlichen Rassismus, der eine integrativ gelebte soziale Zweisprachigkeit von Französisch und Kreolisch erschwert.

Was den formalen Aspekt des Graphiesystems angeht, so ist zu erwarten, dass der heute in Schule, Universität, Literatur und Medien, inzwischen auch in der Werbung und selbst in Comics benutzte phonographische Schriftstandard zu einem Gewöhnungseffekt führt, der seine Akzeptanz stärken wird, eventuell nach Maßgabe einiger formaler Adaptierungen.

Letztlich entscheidend für die soziale Durchsetzung eines martinikanischen Schriftstandards bleibt jedoch der Wille der Kreolischsprecher, ihre Sprache als Schriftsprache anzunehmen und in ihr zu kommunizieren.

Bibliographie

- Bernabé, Jean, 2001. *La graphie créole*. Martinique: Ibis Rouge Editions.
Bildstein, Martina, 2008. *La question du créole dans le système éducatif en Martinique*. Wien: Univ. Wien.
Chaudenson, Robert, 1979. *Les créoles français*. Paris: Nathan.
Cichon, Peter, 2001. „Mehrsprachigkeit und Sprachbewusstsein in der frankophonen Peripherie. Ein Vergleich der Diglossie in der France métropolitaine und auf Martinique“, in: Adobati, Chantal/Aldouri-Lauber, Maria/Hager, Manuela/Hosch, Reinhart, (Hgg.). *Wenn Ränder Mitte werden*. Festschrift für F. Peter Kirsch zum 60. Geburtstag. Wien: WUV, 71-80.

⁹ Robert Damoiseau im Gespräch.

- Durizot Jno-Baptiste, Paulette, 1996. *La question du créole à l'école en Guadeloupe: quelle dynamique?* Paris: L'Harmattan.
- Erfurt, Jürgen, 2005. *Frankophonie. Sprache – Diskurs – Politik.* Tübingen: Francke.
- Glissant, Edouard, 1981. *Le discours antillais.* Paris: Editions du Seuil.
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, 1993. *Ecrire en créole: oralité et écriture aux Antilles.* Paris: L'Harmattan.
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, 1996. « Du français, du créole et de quelques situations plurilingues: données linguistiques et sociolinguistiques », in: Jones, Bridget/Miguët, Arnaud/Corcoran, Patrick, (éds.). *Francophonie: mythes, masques et réalités.* Enjeu politique et cultures. Paris: Publisud, 127-57.
- Kremnitz, Georg, 1983. *Français et créole: ce qu'en pensent les enseignants.* Le conflit linguistique à la Martinique. Hamburg: Buske.
- Lefebvre, Claire, 1976. « Discreteness and the linguistic continuum in Martinique », in: Snyder, Emile/Valdman, Albert, (éds.). *Identité culturelle et francophonie dans les Amériques.* Bd. 1. Québec: Presses de l'Université Laval, 87-121.
- Levesque, Katia, 2004. *La créolité: entre tradition d'oraliture créole et tradition littéraire française.* Québec: Editions Nota Bene.
- Ludwig, Ralph, 1989. *Les créoles français entre l'oral et l'écrit.* Tübingen: Narr.
- March, Christian, 1996. *Le discours des mères martiniquaises.* Diglossie et créolité: un point de vue sociolinguistique. Paris, Montréal: L'Harmattan.
- Prudent, Lambert-Félix, 1980. *Des baragouins à la langue antillaise.* Analyse historique et sociolinguistique du discours sur le créole. Paris: Editions Caribéennes.
- Reutner, Ursula, 2005. *Sprache und Identität einer postkolonialen Gesellschaft im Zeitalter der Globalisierung.* Hamburg: Buske.
- Rosello, Mireille, 1992. *Littérature et identité créole aux Antilles.* Paris: Editions Karthala.
- Valdman, Albert, 1978. *Le créole: structure, statut et origine.* Paris: Klincksieck.
- Vintilă-Rădulescu, Ioana, 1976. *Le créole français.* The Hague: Mouton.

Zu den Kodifizierungsbestrebungen des Sardischen. Eine Bestandsaufnahme

Elisabeth WIPPEL, Wien/Neapel

Der Gebrauch einer dominierten Sprache im institutionellen und administrativen Bereich erfordert eine einheitliche Schriftsprache bzw. die Erarbeitung einer allgemein gültigen Grammatik und Orthografie. Die Diskussion über die Erarbeitung einer Standardsprache reicht in Sardinien bereits viele Jahre zurück und seit einigen Jahren bemühen sich politische Vertreter der regionalen Regierung Sardiniens gemeinsam mit Sprachwissenschaftlern, eine einheitliche Schriftsprache des Sardischen zu finden. Die Erarbeitung ist jedoch keineswegs einfach und häufig spielen dabei ideologische Aspekte und Interessenskonflikte mit. Der vorliegende Beitrag wird die Kodifizierungsvorschläge der letzten Jahre aufarbeiten und in diesem Rahmen auch auf außersprachliche Faktoren eingehen, die den Erfolg bzw. das Scheitern zahlreicher Maßnahmen bestimm(t)en.

Schriftstücke in sardischer Sprache gab es in Form der so genannten *Condaghi* bereits ab dem 11. Jahrhundert, dennoch konnte sich das Sardische im Laufe der Jahrhunderte nur schwer gegen die Verwaltungs- und Bildungssprachen der zahlreichen Fremdherrscher durchsetzen. Erst Mitte des 20. Jahrhunderts ging es mit der dominierten Sprache bergauf und vor allem seit den 90er Jahren kann diese eindeutige Erfolge verzeichnen. Bis heute gibt es aber keine einheitliche Schriftsprache, die von der Bevölkerung akzeptiert wird – falls diese überhaupt davon in Kenntnis ist. Diese Tatsache erschwert die Verwirklichung vieler Maßnahmen im soziolinguistischen Bereich. Finanzielle Mittel zur Verwirklichung von Initiativen sind grundsätzlich vorhanden und werden anhand des nationalen Gesetzes Nr. 482 zum Schutz und zur Wahrung der Minderheitensprachen aus dem Jahr 1999¹ geregelt, das vor allem Projekte in der öffentlichen Verwaltung ermöglicht. Darüber hinaus reglementiert in Sardinien das regionale Gesetz Nr. 26 zur Förderung und Aufwertung der sardischen Sprache und Kultur aus dem Jahr 1997² die

¹ Legge 15 Dicembre 1999, n. 482. “Norme in materia di tutela delle minoranze linguistiche storiche”, in: <http://www.camera.it/parlam/leggi/99482l.htm> [5.10.2010]

² Legge Regionale 15 ottobre 1997, n. 26. “Promozione e valorizzazione della cultura e della lingua della Sardegna”, in:

rechtliche Situation derselben und stellt finanzielle Mittel zur Durchführung von Projekten im kulturellen Bereich bereit. Dennoch haben die zahlreichen Initiativen im sprachpolitischen, administrativen, kulturellen, schulischen und universitären Bereich bis zum aktuellen Zeitpunkt nicht den erhofften Erfolg erzielt.

Limba Sarda Unificada (LSU)

Bezug nehmend auf das regionale Gesetz Nr. 26/97 beauftragte die lokale Regierung Sardiniens am 21. Dezember 1998 laut Abkommen eine Expertenkommission aus dem Bereich der sardischen Sprachwissenschaft, einen Vorschlag zur orthographischen Vereinheitlichung der sardischen Sprache und ein Projekt zur sprachlichen Vereinheitlichung zu erarbeiten. Letzteres war zum ausschließlichen Gebrauch von Seiten des *Assessorato*, dem „Ministerium auf regionaler Ebene“, bestimmt. Darüber hinaus sollte eine technisch-wissenschaftliche Untersuchung durchgeführt werden, um die Funktionstüchtigkeit und Anwendbarkeit dieser Maßnahmen zu verifizieren. Das Projekt wurde im Zeitraum vom 10. Juni 1999 bis zum 28. Februar 2001 erarbeitet und unter dem Namen *Limba Sarda Unificada (LSU)*³ präsentiert. In der Einleitung wurden folgende Aspekte hervorgehoben:

La LSU è una lingua di riferimento, una lingua modello, basata sull'analisi delle varianti locali del sardo [...] un modello ampiamente rappresentativo e compatibile con il complesso delle varietà locali. [...] La LSU si presenta quindi come una lingua sovraordinata, rappresentativa delle varianti locali, che comunque continuano a svolgere appieno il loro ruolo di strumenti di comunicazione locali [...]. (LSU 2001: 4)

Die Norm kann von jedem frei verwendet werden, vor allem von Mitarbeitern der öffentlichen und privaten Verwaltung, ebenso wie von Unternehmen jeglicher Art, Informationsorganen, Schulen, Vereinigungen und Firmen im Medien- und Informatikbereich. Bei der Auswahl des Modells wurde die Gesamtheit der sardischen Varietäten und Subvarietäten untersucht. Das Ergebnis ist eine *lingua naturale „elaborata“*, die eine maximale Kohärenz und einen weitreichenden Gebrauch garantieren soll und im Vergleich

<http://www.regione.sardegna.it/j/v/86?s=1&v=9&c=72&file=1997026> [5.10.2010]
³ Limba Sarda Unificada, 2001.

zur traditionellen sardischen Literatursprache und zu den einzelnen lokalen Varietäten systematischer und regelmäßiger ist. Die LSU ersetzt die Subvarietäten in ihrer bisherigen Funktion nicht, sondern dient zur Verständigung in einem großräumigeren und allgemeinen Umfeld, d.h. unter formalen Kommunikationsbedingungen, in der Verwaltung, in den Massenmedien, im Verlagswesen, in der Schule, im Handel, im Tourismus und in der Wirtschaft. Die Aussprache der LSU ist frei wählbar und jene Sprecher, die bereits eine Varietät der dominierten Sprache sprechen, können die ihnen bekannten phonetischen Regeln auch auf die LSU anwenden, während es für „neue Sardischsprecher“ eine Standardaussprache gibt. Die Richtlinien der LSU versuchen, einen Mittelweg zwischen den zentral-östlichen, konservativeren und den südlichen, innovativeren Varietäten zu gehen. Gleichzeitig nähern sie sich an die in literarischen Texten dokumentierten Ursprünge der sardischen Sprache an, die an Universitäten und im wissenschaftlichen Bereich außerhalb Sardinien vorwiegend gebraucht und unterrichtet werden. (LSU 2001: 3-5)

Die Verwendung einer einheitlichen Schriftsprache ist im offiziellen Kontext notwendig, um möglichst effizient arbeiten zu können. Die LSU soll zu einer Dachsprache werden, die eine höhere Verständlichkeit zwischen den einzelnen lokalen Varietäten garantieren und helfen soll, die vorhandenen territorialen Grenzen zu überwinden. Vor allem Unterschiede auf phonetischer und morphologischer Ebene scheinen die Interkomprehension zwischen Sprechern verschiedener Gebiete zu erschweren. In der Vergangenheit hätten sich jedoch Sarden, die aus beruflichen Gründen in andere Gebiete der Insel ziehen mussten, ohne Probleme an die lokalen Varietäten des Sardischen angepasst. Grundlegende Merkmale der Normen sind, dass sie einen einfachen Erwerb und Unterricht ermöglichen, die reziproke Verständlichkeit sichern und sich auf einfache Richtlinien in den Bereichen Orthographie und Aussprache stützen. Die LSU soll Ausgangspunkt für ein einheitliches Standardsardisch sein, ist aber gleichzeitig offen für Veränderungen, Verbesserungen und Erweiterungen. Das *sassarese*, *gallurese*, *algherese* und das *tabarchino*⁴ wurden bei der Erarbeitung nicht berücksichtigt. (LSU 2001: 5-7)

Die LSU erzielte nicht den erhofften Erfolg und wurde in der regionalen Verwaltung nicht verwendet. Kritisiert wurde bezüglich der LSU vor allem,

⁴ Laut jüngsten Studien zu den Varietäten des Sardischen werden das im Norden gesprochene *sassarese* und *gallurese* nicht mehr in die Diskussion mit einbezogen, da sie Brückenvarietäten zum Korsischen darstellen. Beim *algherese* handelt es sich um eine Variante des Katalanischen. Dieses wird in der Stadt Alghero, im Nordwesten Sardinien gesprochen. Beim *tabarchino* handelt es sich um eine Variante des Ligurischen, die auf den Inseln San Pietro und Sant'Antioco im Südwesten der Insel gesprochen wird.

dass bei der Wahl der Varietät das in den nördlich-zentralen Teilen der Insel gesprochene *logudorese* bevorzugt wurde. Nach der Veröffentlichung der LSU wurde stets auch das Fehlen konkreter soziolinguistischer Daten angeprangert, da genaue Informationen zum Sprachgebrauch, zur Einstellung der Sarden gegenüber der dominierten Sprache und zu den Sprecherzahlen der einzelnen Varietäten dazu verhelfen hätten können, Vorurteile zu überwinden und Entscheidungen im sprachpolitischen Bereich zu begründen. Laut Art. 10 des regionalen Gesetzes Nr. 26/97 war das Ziel, eine Bestandsaufnahme der sprachlichen Situation zu machen und ein Wörterbuch und einen Sprachatlas zu erarbeiten. Die Region ignorierte diese explizit geforderten Maßnahmen und beschloss, sich auf die Einleitung einer Standardsprache zu konzentrieren – was in logischer Folge nach den laut Art. 10 geforderten Maßnahmen hätte kommen sollen. (Calaresu 2001: 1-3) Die Wortwahl in der Präsentation⁵ ließ auf eine künstliche Hybridform schließen, die geschaffen wurde, um die Sprecher der Hauptvarietäten *campidanese* und *logudorese* in gleichem Maße zufriedenzustellen. Eine genaue Analyse des Sprachmodells zeigte, dass die Sprecher beider Varietäten die eigene wiedererkannten, dennoch kann nicht geleugnet werden, dass viele Entscheidungen zugunsten des *logudorese* gefallen waren. (Calaresu 2001: 5-7)

Ein weiteres Problem ist die Tatsache, dass bei der Erarbeitung der LSU Latein als prestigeträchtiger Bezugspunkt gewählt wurde. Bereits im Vorwort wird auf jene Varietäten des Sardischen verwiesen, die den Ursprüngen der sardischen Sprache am nächsten sind. Zahlreiche Inselbewohner kritisierten diese Entscheidung ganz einfach mit den Worten „Il sardo è sardo, cosa c’entra il latino?“ (Calaresu 2001: 8). In anderen Fällen wurden typisch sardische Unterscheidungsmerkmale (des *logudorese*) bevorzugt, wie im Falle der Termini *chena*, *iscola* und *limba*. Dies führt zu einem weiteren Problem: jenem der „Reinheit“ und Archaizität, die einigen Varietäten des Sardischen zugeschrieben werden, anderen hingegen nicht. Automatisch stellen wir uns an diesem Punkt die Frage, was die Reinheit einer Sprache bestimmt und wie diese Reinheit definiert werden kann. Die Polemiken, die auf die Veröffentlichung der LSU folgten, limitierten sich bald nicht mehr auf linguistische Beobachtungen, sondern griffen in den kulturellen Bereich über. Sprecher des *campidanese* beschrieben u.a. ihre Kultur als modern, urban und offen, während jene der nördlich-zentralen Inselhälfte traditionalistisch, ländlich, konservativ und verschlossen und das *logudorese* die Sprache der Schafhirten und Banditen sei. (ebd: 8-10)

⁵ Vgl. S. 2 : *una lingua naturale „elaborata“*.

Als Hauptprobleme im Kontext der LSU müssen folgende Faktoren genannt werden: Die Präferenz einer Varietät ohne im Besitz von soziolinguistischen Daten zur aktuellen sprachlichen Situation zu sein und das Fehlen von soziolinguistischen Daten zur Einstellung der Inselbewohner einer ev. Standardisierung gegenüber schufen nicht die gewünschten Voraussetzungen zur Annahme des Kodifizierungsvorschlags von Seiten der Bevölkerung. Die Region Sardinien bemühte sich nicht darum, die Sarden auf klare und angemessene Weise über die sprachpolitischen Maßnahmen zu informieren. Aus diesem Grund fand keine öffentliche Diskussion vor der Erstellung und Präsentation statt und die Kluft zwischen der regionalen Verwaltung und den Bürgern wurde vergrößert. Gleichzeitig wurde die Kluft zwischen den Sprachgebieten der Hauptvarietäten *logudorese* und *campidanese* vergrößert. Klarheit und Kohärenz in der Rechtfertigung der Auswahlkriterien für die LSU zugunsten des *logudorese* hätten weniger Polemiken hervorgerufen und zu einer größeren Akzeptanz geführt. Von Anfang an wurde in Zeitungen und im Fernsehen nichts unternommen, um klare und detaillierte Informationen zu den Kodifizierungsbestrebungen der Region Sardinien zu verbreiten, die Diskussion dazu anzukurbeln und Vergleiche mit anderen dominierten Sprachen anzustellen. (Calaresu 2001: 11-12)

Die angestrebte Verwendung im Tourismusbereich erscheint sehr unrealistisch, da der Großteil der Touristen von der italienischen Halbinsel und aus dem Ausland kommt. Der Tourismus wurde in den letzten Jahrzehnten in einigen Gebieten Sardinien zur Haupteinnahmequelle, hat aber bezüglich des Sprachgebrauchs eher die gegenteilige Wirkung, nämlich den verstärkten Gebrauch der dominanten Staatssprache Italienisch.

Limba de Mesania (LdM)

Nach der umfassenden Kritik und Polemik zur LSU wurde im Jahr 2004 vom *Comitau „Abbia a unu sardu comunu“*, einer Vereinigung von Sprachwissenschaftlern, Intellektuellen, Schriftstellern und Dichtern, ebenso wie von drei Institutionen, die sich mit der Aufwertung der sardischen Sprache beschäftigen (*Istituto Camillo Bellieni* in Sassari, *Fondazione Sardinia* in Cagliari und *Sotzu „Limba Sarda“* in Cagliari) folgender Kodifizierungsvorschlag präsentiert: *Limba de Mesania (LdM)*⁶. In der Präsentation⁷ der LdM wurde der Ausschluss der im Süden gesprochenen Variante *campidanese*, vor allem dessen Wortschatz

⁶ Limba de Mesania. Po s'unidadade de sa limba sarda. 2004.

⁷ Limba de Mesania. Progetto di politica linguistica unitaria della lingua sarda [...]. 2004.

und Morphologie, aus der LSU kritisiert. Ein weiterer Kritikpunkt war die Tatsache, dass es sich bei der LSU um eine künstliche Sprache handelt, die nirgendwo auf der Insel mit Spontaneität und Natürlichkeit verwendet werden kann. Auch die offensichtliche Präferenz für die in den nördlich-zentralen Teilen der Insel gesprochene Varietät *logudorese* rief Polemiken hervor. Als Priorität formulierte das *Comitau* „*Abbia a unu sardu comunu*“ das Ziel, die Spannungen im Rahmen der Erarbeitung eines Standardsardisch zu überwinden und bot dazu folgenden Lösungsvorschlag: Die *Limba de Mesania* oder *Lingua di Mezzo* basiert auf jener Variante des Sardischen, die im zentralen Teil der Insel vorzufinden ist und zu gleichen Teilen aus dem *logudorese* und dem *campidanese* besteht. Die LdM beruft sich in gewisser Weise auf die Variante *arborese* des Sardischen, das im juristischen Bereich und in der Verwaltung im Norden und Süden Sardinien gebraucht wurde.⁸ Zweck der LdM ist die Verwendung in der regionalen Verwaltung. Der Kodifizierungsvorschlag ist offen für Modifikationen, Ergänzungen und Verbesserungen. Die regionale Regierung ist darüber hinaus eingeladen, die LdM zu bewerten und beim sprachlichen Vereinheitlichungsprozess in Betracht zu ziehen. Eine übereilte und monothematische Vorgehensweise, wie sie bisher (von Seiten der Region Sardinien) zu beobachten war, würde nur das Gegenteil bewirken und die Politik zur Vereinheitlichung behindern.⁹ Folgende Aspekte wurden in der Präsentation der LdM ausdrücklich hervorgehoben:

- 1) nessuno dovrà abbandonare la propria variante locale, anzi tutte le varianti avranno valore legale;
- 2) le amministrazioni locali potranno scegliere di sperimentare la redazione di atti pubblici in sardo con la loro variante locale;
- 3) solo la Regione Autonoma della Sardegna dovrà/potrà utilizzare la “Limba de Mesania” quale lingua ufficiale dell’istituzione in uscita, mentre accetterà in entrata le altre varianti;

⁸ Zu Beginn des 11. Jahrhunderts bildeten sich in Sardinien vier autonome Judikate (*judikes*): *Cagliari*, *Arborea*, *Torres* und *Gallura*. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fielen *Cagliari*, *Torres* und *Gallura* in die Hände der Pisaner und Genuesen, während das Judikat *Arborea* seine Unabhängigkeit bis 1410 erhalten konnte. Vgl. <http://www.sardegna-cultura.it/periodistorici/giudicale/> [2.11.2010]. In diesem Zeitraum wurde die Variante *arborese* des Sardischen zur Abfassung von Texten im juristischen und administrativen Bereich verwendet. Vgl. <http://www.sardegna-cultura.it/j/v/258?s=20319&v=2&c=2695&t=7> [2.11.2010].

⁹ *Limba de Mesania. Progetto di politica linguistica unitaria della lingua sarda* [...], 2004: 1-2.

4) l'impiego della "Limba de Mesania" riguarda solo l'ambito giuridico amministrativo e quindi non riguarda la letteratura, la poesia, la musica, il giornalismo, la scuola e quant'altro in ambito non ufficiale regionale;

5) l'utilizzo della "Limba de Mesania" è comunque libero per tutti e chiunque, con libera scelta, lo potrà utilizzare, se ritiene. (ibd.: 3)

Die LdM wurde an die Region Sardinien, an alle schulischen, universitären und kulturellen Institutionen der Insel geschickt (ibd.) und ist im Gegensatz zur LSU in sardischer Sprache verfasst. Von den politischen Vertretern der Region wurde der Kodifizierungsvorschlag ignoriert, stattdessen wurde die Expertenkommission der LSU erneut einberufen und mit der Erarbeitung einer experimentellen Referenzform beauftragt.

Limba Sarda Comuna (LSC)

Der Ausschuss der Autonomen Region Sardinien beauftragte am 9. Mai 2005 durch einen offiziellen Beschluss eine Expertenkommission mit der Durchführung einer soziolinguistischen Untersuchung zum Zustand der sardischen Sprache und mit der Formulierung eines Kodifizierungsvorschlags zur Erstellung bzw. Übersetzung einiger offizieller Akten. Das Ziel der Untersuchung war eine genaue Dokumentation der Verbreitung und des Sprachgebrauchs der dominierten Sprache in Bezug auf folgende Faktoren: Sprachgebiete, Kommunikationssituationen, Sprachgebrauch und -wahl im Vergleich zu anderen Sprachen und Angaben zur Verbreitung der einzelnen Varietäten. Darüber hinaus sollte die Studie die Sprecherzahl inklusive einer Unterscheidung in aktive und passive Kompetenzen ermitteln.¹⁰

Am 18. April 2006 wurde die *Limba Sarda Comuna (LSC)*¹¹, ein Kodifizierungsvorschlag mit experimentellem Charakter, gemeinsam mit einem Beschluss¹² zum Gebrauch der LSC in der regionalen Administration präsentiert. Der experimentelle Gebrauch und Unterricht der LSC im schulischen Bereich ab dem Kindergarten soll zum Schutz und zur Förderung aller in Sardinien präsenten Varianten der sardischen Sprache verhelfen und die Voraussetzungen für eine regionale Repräsentanz als Minderheitensprache im Europaparlament schaffen. Die erarbeiteten Normen sind für den experimentellen Gebrauch zur schriftlichen Abfassung ausgehender Akten in der

¹⁰ Limba Sarda Comuna, in:

<http://www.sardegnaicultura.it/j/v/258?s=20340&v=2&c=2730&t=7> [4.11.2010].

¹¹ Limba Sarda Comuna, 2006.

¹² DELIBERAZIONE N. 16/14 DEL 18.4.2006.

regionalen Verwaltung der Insel und zur Übersetzung wichtiger Normen und offizieller Dokumente wie das Sonderstatut Sardinien und das regionale Gesetz Nr. 26/97 bestimmt. Sie sollen einen stufenweisen Prozess zur Schaffung eines einheitlichen Standardsardisch, der *Limba Sarda Comuna*, einleiten. Die Referenzform hat die Eigenschaften einer natürlichen sprachlichen Varietät, die zwischen den am meisten gebrauchten und verbreiteten Varianten des Sardischen vermittelt. Die LSC soll ein Instrument zur Potentialisierung der kollektiven sardischen Identität werden und gleichzeitig den vielfältigen Reichtum der lokalen Varietäten respektieren. Nach einer gewissen Erprobungsphase können aufgrund der Ergebnisse und Erfahrungen Modifikationen und Ergänzungen erfolgen. Weitere Untersuchungen können durchgeführt werden, um einen gemeinsamen Wortschatz, eine gemeinsame Morphologie und Orthographie für mehrere Varietäten zu erarbeiten. Rechtsgültigkeit besitzen jedoch nach wie vor laut Art. 8 des Gesetzes Nr. 482/99¹³ nur Dokumente und Akten in der Staatssprache Italienisch.¹⁴

Obwohl die Varietäten und Subvarietäten der sardischen Sprache sehr fragmentiert sind, gibt es eine Mehrheit an gemeinsamen Elementen, die sprachliche Einheit zeigen und einen schriftlichen und öffentlichen Gebrauch erlauben müssen. Da die dominierte Sprache im offiziell-schriftlichen Bereich lange nicht verwendet wurde, ist es nicht einfach, eine Lösung zu finden, die alle Varianten vereint und gleichzeitig respektiert. Die Region Sardinien möchte neben der Staatssprache Italienisch das Sardische in der öffentlichen Verwaltung verwenden und ließ dazu die LSC zur Abfassung schriftlicher ausgehender Dokumente erarbeiten. Die mündliche Kommunikation in den Ämtern der öffentlichen Verwaltung kann hingegen in allen Varietäten des Sardischen stattfinden. Andere Anstalten und Verwaltungsinstitutionen sind frei, die LSC [nicht] zu verwenden. Aufgrund der sprachlichen Praxis und der Meinungen innerhalb der Expertenkommission entschied sich die Region Sardinien für Bezugsnormen, die einen „Mediationspunkt“ zwischen den am meisten verbreiteten Varianten darstellen. Vor allem phonetische Merkmale wurden dazu verglichen und analysiert, da diese der Hauptgrund für die sprachliche Fragmentierung sind, die Sprecher wahrnehmen. Mithilfe einer schriftlichen Referenzform muss das Sardische Einheit, Eindeutigkeit und

¹³ “[...] il consiglio comunale può provvedere, con oneri a carico del bilancio del comune stesso, in mancanza di altre risorse disponibili a questo fine, alla pubblicazione nella lingua ammessa a tutela di atti ufficiali dello Stato, delle regioni e degli enti locali nonché di enti pubblici non territoriali, fermo restando il valore legale esclusivo degli atti nel testo redatto in lingua italiana.”

¹⁴ DELIBERAZIONE N. 16/14 DEL 18.4.2006: 1-3.

Kohärenz anstreben. Alle orthographischen Lösungen des Sardischen besitzen sprachlichen Wert. Um Klarheit zu schaffen, ist es jedoch notwendig, beim Übersetzen oder beim Abfassen schriftlicher Texte eine Wahl zu treffen. Dementsprechend sollte die LSC als zusätzliche Bezugsnorm für den schriftlichen Gebrauch mit der Zeit das Sardische in seiner Ganzheit repräsentieren und nicht zu einer Verschriftlichung aller lokalen Varietäten führen, da ein offizieller Gebrauch in Sardinien und über seine Grenzen hinaus auf diese Weise nicht garantiert wäre. (LSC 2006: 4-7)

Die LSC ist wie die LSU in der dominanten Staatssprache Italienisch verfasst. Die wichtigsten Aspekte sind sicherlich ihr experimenteller Charakter und dass sie nach einer gewissen Erprobungsphase ergänzt und modifiziert werden kann. Ebenso wird von den Verfassern immer wieder hervorgehoben, dass bei der Erarbeitung der LSC alle lokalen Varietäten in gleichem Maße berücksichtigt wurden. Der Kodifizierungsvorschlag stelle einen „Mediationspunkt“ aller Varietäten und Subvarietäten dar und wolle diese nicht ersetzen, sondern als zusätzliches Kommunikationsmittel für den schriftlichen Gebrauch in der Verwaltung der Region dienen. Folgendes Zitat fasst dies sehr gut zusammen:

L'operazione compiuta non intende costituire una proposta di unificazione della lingua, perché la lingua è già "una", ma semplicemente una proposta di un modello scritto comune cui ci si possa riferire e che possa essere utilizzato per la traduzione di alcuni atti e documenti dell'Amministrazione regionale. La scelta operata infatti si è mossa nella direzione di considerare alcune soluzioni più compatibili con l'insieme del sardo, quelle ritenute più capaci di "mediazione". (LSC 2006: 6)

Interessant scheint in diesem Zitat die Aussage, dass die LSC kein Vorschlag zur Vereinheitlichung der Sprache sein möchte, da die Sprache schon eins ist, sondern lediglich eine gemeinsame Schriftsprache vorschlägt. Die Grenze ist hier nicht sehr eindeutig, die Interpretationsmöglichkeiten sind viele und Sardinien ist der sprachlichen Einheit wohl noch sehr fern. Nach dem Scheitern der LSU war die Expertenkommission bei der Erarbeitung und vor allem bei der Präsentation der LSC vorsichtiger, aber auch dieses Projekt zur Vereinheitlichung der sardischen Schriftsprache hat von Seiten der Sprecher (die davon in Kenntnis waren) vor allem negative Reaktionen hervorgeufen. Gründe für das Scheitern der LSU könnten folgende sein: Die Region Sardinien hat die Bewohner weder in ausreichendem Maß informiert, noch in

die Erarbeitung eines Standardsardisch mit einbezogen. Diese Vorgehensweise ruft bei einem Großteil der Sarden eine Abneigung gegenüber der regionalen Regierung und deren Maßnahmen hervor. Darüber hinaus fordern die Sprecher jeweils die eigene lokale Varietät aufgrund von Authentizität und Originalität und lehnen eine andere grundsätzlich ab. Dies zeigt eine Uneinigkeit, einerseits zwischen politischen Vertretern und den Inselbewohnern, andererseits zwischen Bewohnern verschiedener Provinzen. Treten politische Vertreter und Sprachwissenschaftler diesen Meinungsverschiedenheiten nicht entgegen und versuchen, diese zu überwinden, werden die Maßnahmen der Region wohl kaum zu einem gemeinsamen Nenner führen. (Wippel 2010: 151f)

Initiativen im Kontext der LSC

Das erste offizielle Dokument der Region in sardischer Sprache wurde am 28. April 2006 erstellt und veröffentlicht. Es handelte sich dabei um den Beschluss vom 18. April 2006 zum Gebrauch der LSC. Zum selben Zeitpunkt hatte die Region Sardinien auch die Übersetzung des Spezialstatuts und des Gesetzes Nr. 26/97 beschlossen. Die Übersetzung der beiden Gesetzestexte erfolgte auf experimenteller Ebene. Dabei wurde versucht, ein Gleichgewicht zwischen den identitären Notwendigkeiten einer Minderheitensprache und der Wirksamkeit eines juristisch-administrativen Gesetzestextes zu schaffen. In der Referenzform der LSC sind nördliche und südliche Sprachelemente vorzufinden. Für die Übersetzung des Statuts wurden nördliche Elemente bevorzugt, während für jene des Gesetzes Nr. 26/97 südlichen Elementen der Vorzug gegeben wurde.¹⁵

Am 5. Mai 2007 wurden die Ergebnisse der soziolinguistischen Untersuchung *Limba sarda comuna. Una ricerca sociolinguistica* präsentiert. Laut Umfrage gaben 68,4% der Sarden an, eine Varietät des Sardischen zu kennen und zu verstehen. In Gemeinden mit weniger als 4.000 Einwohnern steigt der Prozentsatz auf 85,5%, während er in Gemeinden mit über 100.000 Einwohnern auf 57,9% sinkt. 31,9% der Befragten sind gegen eine Verwendung des Sardischen in den Ämtern. 57,7% sind völlig oder teilweise für die Einführung einer einheitlichen Schriftsprache zur Veröffentlichung von Dokumenten der Region Sardinien. 29% der Interviewten erklärten zumindest eine passive Kompetenz und nur 2,7% gaben weder eine aktive, noch eine passive Kom-

¹⁵ *Limba sarda comuna* <http://www.sardegna.cultura.it/linguasarda/limbasardacomuna/> [22.11.2010].

petenz in einer der lokalen Varietäten der dominierten Sprache an. 89,9% sind damit einverstanden, das Sardische zu unterstützen, weil es Teil der Identität darstellt und 78,6% sind damit einverstanden, es in der Schule zu unterrichten. (ebd.)

Eine weitere Initiative zur Förderung und zur Verbreitung der LSC repräsentiert Roberto Bolognesi Untersuchung *Limba sarda comuna: una lingua realmente esistente*. Aus dieser Studie geht hervor, dass die LSC zu 92,8% aus natürlichen Elementen besteht. (ebd.) Der Sprachwissenschaftler hat sich der *Linguistica computazionale* bedient. Es handelt sich dabei um ein Computerprogramm, das eine vergleichende Analyse zwischen sprachlichen Varietäten durchführt. Dazu wurden nach dem Zufallsprinzip 200 sardische Termini aus 77 verschiedenen Varietäten (aus allen Gebieten der Insel) genommen, phonetisch transkribiert und mit dieser speziell entwickelten Software verglichen. Die Studie beschränkt sich auf phonologische, morphologische und lexikalische Unterschiede der einzelnen Termini. Laut Bolognesi ist es nur so möglich, zu einem objektiven Urteil zu kommen und subjektive Einflüsse auszuschließen. (Bolognesi 2007: 2)

Die Konkurrenz der Staatssprache Italienisch

Zahlreiche Sarden heißen den Gebrauch ihres *dialetto*¹⁶ in formellen Situationen nicht gut, da er für sie Intimität bedeutet und mit ausschließlich informellen Gesprächssituationen in Verbindung gebracht wird, während unter formellen Kommunikationsbedingungen die offizielle Amts-, Verwaltungs- und Bildungssprache Italienisch verwendet wird. In den letzten Jahrzehnten hat eine grundlegende Transformation der Gesellschaft stattgefunden: Erstens verdrängt die dominante Staatssprache Italienisch das dominierte Sardisch nach und nach auch in der Intimsphäre und dies führt zu einer Veränderung der Normativierungsbedingungen. In der Folge stellt sich die Frage, welchen Zweck eine schriftsprachliche Vereinheitlichung des Sardischen heute in der Gesellschaft erfüllen kann. Zweitens sind die Diskurse auf metasprachlicher Ebene immer mehr durch eine demarkative Funktion gekennzeichnet, während auf die kommunikative Funktion häufig vergessen wird.

¹⁶ Obwohl seit Max Leopold Wagner klar ist, dass das Sardische eine eigenständige Sprache ist, die ebenso wie andere romanische Sprachen Latein als Matrix besitzt und der Großteil der Sarden sich dieser Tatsache bewusst ist, wird die dominierte Sprache in Sardinien von ihren Sprechern immer noch *dialetto* genannt. Die repressive Sprachenpolitik und die intensive Italianisierungsphase des Faschismus und des Postfaschismus hinterlassen bis heute ihre Spuren.

Deshalb kommt es zwangsläufig zu einer Reduktion der dominierten Sprache und seiner sprachlichen Funktionen. Die demarkative Funktion drückt sich in Bezug auf das Sardische vor allem durch Diskussionen zum Thema Identität aus. Der sardische Schriftsteller Marcello Fois hat dies folgendermaßen kommentiert:

[...] la lingua sarda pare essere ridiventata non solo importante, ma persino fondamentale per una definizione perfetta del nuovo, addomesticato, concetto di identità. Paradossalmente, ora che esiste una legge che la salvaguarda, non esiste più una lingua da salvaguardare. La memoria avrebbe potuto farcela, il folklore si sta attivando per monetizzare il gap. (Fois 2008: 51)

Eine einheitliche Verschriftlichung des Sardischen würde zu grundlegenden Veränderungen führen: Zunächst käme es zu einer Ausweitung der Kommunikationsräume und zur Entstehung von neuen gesellschaftlichen Kommunikationsbedingungen, die kleine identitäre Bezüge in den Hintergrund treten ließen. Amts-, Verwaltungs- und Bildungssprache ist in Sardinien das Italienische. Dieses würde als einheitlich kodifizierte Sprache eine große Konkurrenz zum Sardischen darstellen, da es eine weiträumigere Kommunikation ermöglicht und mittlerweile vom Großteil der Sarden beherrscht wird. So bedeutet z. B. für Schriftsteller die Wahl des Italienischen als Literatursprache ein größeres Zielpublikum und im Verwaltungsbereich ist die gesetzliche Gültigkeit Texten in der dominanten Sprache vorbehalten. Auch für die einzelnen Sprecher käme es zu grundlegenden Änderungen: Nachdem sie die Bildungssprache Italienisch mühsam erlernt hatten, käme nun neues Wissen mit einer sozial hohen Konnotation dazu. Bisherige Kompetenzen würden plötzlich entwertet werden.

Die Region Sardinien

Wie uns die Ereignisse rund um die Kodifizierungsbestrebungen des Sardischen zeigen, ist es sehr schwierig, einen Konsens zu finden, der alle oder zumindest einen Großteil der Bevölkerung befriedigt. Ohne einen gewissen „Zwang zur Disziplin“ ist die Verbreitung einer Referenzform wohl kaum möglich. Zuviel Zwang kann jedoch auch das Gegenteil bewirken, nämlich eine strikte Ablehnung des Kodifizierungsvorschlags. Grundsätzlich sollte die Bevölkerung über sprachpolitische Maßnahmen informiert werden und das

ist in Sardinien nicht der Fall. Dies könnte aber auch die Taktik der regionalen Mitte-Links-Regierung Soru gewesen sein.

Was ist seit dem Wechsel zur Mitte-Rechts-Regierung im Jahr 2009 mit Ugo Cappellacci an der Spitze im sprachpolitischen Bereich passiert? Ein Brief des *Comitadu pro sa limba sarda*¹⁷, der an den Präsidenten der Region und weitere politische Vertreter geschickt wurde, erinnert an sein Wahlprogramm, das auch sprachpolitische Themen beinhaltete. Genauer gesagt waren finanzielle Anreize (*incentivi*) für die Aufwertung der Sprache und Kultur geplant, u.a. zugunsten des Verlagswesens, der Kunst, des Marketing, der Kommunikation und Information, der Bildung und jeder Aktivität, die das identitäre Erbe der Sarden unterstützt. Diese Formulierung zeigt eine neue Linie im Vergleich zu bisherigen sprachpolitischen Initiativen, nämlich aus einem wirtschaftlich orientierten Blickwinkel. Demnach sollte als erster entscheidender Schritt die Potenzialität der sardischen Sprache und Kultur anerkannt werden, die zu einem wirtschaftlichen und sozialen Wachstum verhelfen kann und jene *incentivi* im Wahlprogramm Cappellaccis im nächsten Finanzgesetz berücksichtigt werden. (ebd.) Eine Recherche auf der Internetseite der Region Sardinien zeigt, dass seit Ende 2009 zahlreiche Ausschreibungen für Projekte in den Bereichen Kultur und Bildung (u.a. die Finanzierung von Schulversuchen in sardischer Sprache, soziokulturelle Initiativen und Sardischkurse im universitären Bereich außerhalb von Sardinien und im Ausland, finanzielle Beiträge zur Verwirklichung sardischer Nachrichtenprogramme) veröffentlicht wurden, während Maßnahmen zur Erarbeitung einer Referenzform offensichtlich stagnieren.

Schlussfolgerungen

È chiaro infatti che una lingua sarda unificata, se imposta con un atto d'imperio, incontrerebbe difficoltà ad essere accolta e a diffondersi, in una società linguisticamente frammentata come quella sarda, e non avrebbe buone prospettive di sviluppo come strumento di comunicazione scritta e di produzione culturale. (Pinna Catta 1992: 182)

¹⁷ Vgl. *L'ètera a sa pòlitica*: "Sa limba sarda motore de isvilupu", in: <http://gianfrancopintore.blogspot.com/2009/09/litera-sa-politica-sa-limba-sarda.html> [6.11.2010] und die Übersetzung auf Italienisch "La lingua motore anche dell'economia", in: http://www.gianfrancopintore.net/index.php?option=com_content&view=article&id=175:la-lingua-motore-anche-delleconomia&catid=31:generale&Itemid=46 [6.11.2010]

Die Soziolinguistin und Expertin für bilinguale Erziehung Maria Teresa Pinna Catta hatte diese Worte bereits Anfang der 90er Jahre formuliert. Dennoch wurde bei sprachpolitischen Maßnahmen zur Einleitung einer einheitlichen sardischen Schriftsprache von Seiten der Region Sardinien genau dieser Fehler begangen. Darüber hinaus lässt sich ein Informations- und Kommunikationsmangel zwischen politischen Vertretern der Region bzw. Sprachwissenschaftlern und der Bevölkerung feststellen. Die Region Sardinien arbeitet bei der Verwirklichung verschiedener Initiativen offensichtlich an der Bevölkerung vorbei. Die Primärsprecher lehnen sprachpolitische Maßnahmen ab und denken häufig nicht an den Metadiskurs. Denn solange die Praxis vorhanden ist und das Sardische gesprochen wird, besteht nicht die Notwendigkeit, Maßnahmen zur Erhaltung der dominierten Sprache zu ergreifen. Gleichzeitig sind die Sekundärsprecher in vielen Fällen abgehoben und aus diesem Grund lassen sich diese beiden Gruppen nur schwer zusammenbringen.

Pessimistisch gesehen ist eine dominierte Sprache in einer Welt, wo Kommunikation immer geräumiger wird, demnach zum Aussterben verurteilt. An diesem Punkt sollten wir uns aber an die romanischen Sprachen erinnern, die 700 Jahre brauchten, um das Monopol des Lateins zu brechen. Autoren wie Dante verfassten in einer Zeit, in der die Bildungssprache Latein war, dennoch Texte in italienischer Sprache. Dieses war damals eine fast ausschließlich gesprochene und vor allem dominierte Sprache. Dante und seine Nachfolger mussten sich die Instrumente zum schriftlichen Gebrauch also erst schaffen. Natürlich haben sich die Kommunikationsbedingungen heutzutage durch Faktoren wie Massenmedien, Alphabetisierung und die Zugangsbedingungen zu Wissen und Bildung grundlegend verändert und geschriebene Sprache ist nicht mehr bloß einer kleinen Elite vorbehalten. Die Anzahl der Sprecher, Schreiber und Leser, die eine einheitliche Schriftsprache akzeptieren oder ablehnen, hat sich in großem Maße vervielfacht. Deshalb entstehen weit komplexere Normativierungsbedingungen, als dies zu Zeiten Dantes der Fall war. Politische Interessen stehen damals wie heute häufig im Vordergrund und es stellt sich die Frage, ob eine eigene Sprache für Sardinien wünschenswert ist, solange es politisch zu Italien gehört. An diesem Punkt sollten wir uns an die Kodifizierungsbestrebungen des Korsischen erinnern, wo der Weg der Polynomie funktionieren zu scheint. Die Frage ist jedoch, ob die politischen Vertreter Sardinien eine solche Lösung anstreben. Abschließend ist zu sagen, dass sich eine Referenzform nur dann durchsetzen kann, wenn sie von der Bevölkerung akzeptiert, angenommen und gebraucht wird.

Bibliographie

- Blasco Ferrer, Eduardo, 2002. "Lingua e linguistica sarda. Panorama critico sulla caratterizzazione e la normalizzazione del sardo", in: De Mauro, Tullio/Sugeta, Shigeaki, (ed.), 2002. *Lesser-used languages and romance linguistics*. Roma: Bulzoni. 25-47.
- Blasco Ferrer, Eduardo, 2005. *Tecniche di apprendimento e di Insegnamento del Sardo*. Cagliari: Edizioni Della Torre.
- Bolognesi, Roberto. "Acontzos propostos a su standard. I problemi da affrontare", in:
http://www.limbasarda.it/noas/prop_acon.html [6.11.2010].
- Bolognesi, Roberto, 2007. "La limba sarda comuna e le varietà tradizionali del sardo", in:
http://www.sardegnaicultura.it/documenti/7_88_20070518130841.pdf [22.11.2010].
- Calaresu, Emilia, 2001. "Alcune riflessioni sulla LSU (Limba Sarda Unificada)", in:
http://www.condaghes.com/documenti_search.asp?page=1&ver=it [14.11.2010].
- Fois, Marcello, 2008. *In Sardegna non c'è il mare*. Viaggio nello specifico barbaricino. Roma/Bari: Editori Laterza.
- Oppo, Anna, 2007. "Le lingue dei Sardi. Una ricerca sociolinguistica. Rapporto finale a cura di Anna Oppo", in:
http://www.sardegnaicultura.it/documenti/7_88_20070514130939.pdf [22.11.2010].
- Oppo, Anna, 2007. "Le lingue dei Sardi. Una ricerca sociolinguistica. Appendice metodologica", in:
http://www.sardegnaicultura.it/documenti/7_88_20070507174746.pdf [22.11.2010].
- Pinna Catta, Maria Teresa, 1992. *Educazione bilingue in Sardegna*. Problematiche generali ed esperienze di altri paesi. Sassari: Edizioni di Iniziative culturali TR/6.
- Pittau, Massimo, 2004. *Lingua e civiltà di Sardegna II*. Cagliari: Edizioni della Torre.
- "Regione Autonoma della Sardegna", in: www.regione.sardegna.it/.
- Regione Autonoma della Sardegna, "DELIBERAZIONE N. 16/14 DEL 18.4.2006. Limba Sarda Comuna. Adozione delle norme di riferimento a carattere sperimentale per la lingua scritta in uscita dell'Amministrazione regionale", in:

- http://www.regione.sardegna.it/documenti/1_74_20060503165407.pdf
[5.10.2010].
- Regione Autonoma della Sardegna, 2006. “Limba Sarda Comuna. Norme linguistiche di riferimento a carattere sperimentale per la lingua scritta dell’Amministrazione regionale”, in:
http://www.regione.sardegna.it/documenti/1_74_20060503165608.pdf
[5.10.2010].
- Regione Autonoma della Sardegna, 2001. “Limba Sarda Unificada. Sintesi delle norme di base: ortografia, fonetica, morfologia, lessico”, in:
http://www.condaghes.it/get_document.asp?id=3&ver=it [5.10.2010].
- “Sa Limba Sarda”, in: <http://www.limbasarda.it/index.html>.
- “Sardegna Cultura. Portale dei Beni Culturali della Regione Autonoma della Sardegna”, in: <http://www.sardegnaicultura.it/>.
- Su Comitau “Abbia a unu sardu comunu”, 2004. “Limba de Mesania. Po s’unidadade de sa limba sarda”, in:
<http://www.sotziulimbasarda.net/mesesdinnantis/ldm.pdf> [1.11.2010].
- Su Comitau “Abbia a unu sardu comunu”, 2004. “Limba de Mesania. Progetto di politica linguistica unitaria della lingua sarda e ipotesi di standard amministrativo regionale”, in:
http://www.sotziulimbasarda.net/mesesdinnantis/pres_ldm.pdf
[1.11.2010].
- Wippel, Elisabeth, 2010. “La codificazione del sardo – tentativi giustificati o una battaglia persa?”, in: Agresti, Giovanni/Bienkowski, Frédéric, (eds.), 2010. *Les droits linguistiques : droit à la reconnaissance, droit à la formation*. Actes des deuxièmes Journées des droits linguistiques, Teramo, 20-21 mai 2008. Roma: ARACNE, 145-157.

El proceso de estandarización del asturiano: 30 años después

Xavier FRIAS CONDE, Madrid (UNED)

Contexto

El contexto de la estandarización del asturiano debe realizarse, para adquirir una visión completa del mismo, desde dos puntos de vista distintos; por un lado, el contexto ibérico y, por el otro, la propia historia lingüística de Asturias. La propia estandarización es un proceso inconcluso y francamente mejorable, por lo cual nuestro análisis se realizará a partir de la comparación lingüística con el resto de idiomas iberorrománicos, puesto que el asturiano no es una lengua aislada dentro de la Península Ibérica.

Además de lo relativo a la normativización del asturiano, es necesario hacer referencia a otra cuestión: ¿cuál es la diferencia entre asturiano y asturleonés? Conviene no perder de vista que en el sistema asturleonés existen dos estándares lingüísticos completamente distintos, el asturiano y el mirandés¹.

La estandarización del asturiano en el contexto ibérico

Entre las llamadas lenguas minoritarias de España y Portugal se encuentran el catalán, vasco, gallego, aranés (de hecho occitano), asturiano, aragonés y mirandés (este último el único hablado en suelo portugués). Todos estos idiomas poseen un cierto estatus de oficialidad, aunque no en el mismo grado entre las diversas lenguas.

Determinadas lenguas son cooficiales con la lengua estatal en sus respectivos territorios, concretamente el catalán, vasco y gallego. El aranés es igualmente cooficial en su territorio, el Valle de Arán (la Vall d'Aran). El asturiano y el aragonés no poseen dicho estatus de idiomas cooficiales, tan solo una ley regional las reconoce como lengua propia y tradicional de sus

¹ El mirandés se habla en Portugal. Por razones básicamente de índole política, es un idioma independiente, que la mayoría del movimiento nacional asturiano incluye, junto con el resto de hablas del diasistema, dentro del idioma asturiano, por razones ajenas a la filología.

respectivos territorios. Ello significa que se trata de leyes bastante restrictivas en cuanto a los derechos de los hablantes de estos idiomas.

La estandarización de los diversos idiomas iberorrománicos es un proceso enormemente extenso en el tiempo. Cada lengua ha tenido fases y ritmos distintos en la consecución de su norma lingüística, aunque tienen en común haber comenzado su estandarización en el siglo XX, aunque con diferencias muy dilatadas en cuanto a su conclusión. Así, la primera normativa del catalán data de 1919, sometida posteriormente a reformas menores. El siguiente idioma que contó con norma propia fue el vasco o euskera en 1969, ya cincuenta años después. En la década de los 80 llegó el turno del asturiano y el gallego, el primero en 1981 y el segundo en 1982. Ambas normativizaciones tienen muchos puntos en común, sobre todo la enorme dependencia ortográfica que ambas tienen del sistema ortográfico español, tema este que, en cuanto al asturiano, desarrollaremos en profundidad en las páginas siguientes. La estandarización del asturiano fue un proceso dilatado, con continuas reformas que intentan mejorarlo.

En 1999 fue estandarizado el mirandés, aunque no mantiene la unidad dentro del sistema asturleonés. De entrada, la gran diferencia de cada uno de los dos idiomas del diasistema –asturiano y mirandés– yace en el sistema lingüístico de referencia. Como era de esperar, el mirandés tiene como sistema ortográfico de referencia el portugués, mientras que el asturiano, como ya quedó señalado, es fiel al español. Sin embargo, esta coexistencia de sistemas ortográficos no supone ningún problema para considerar todo el sistema como una lengua para determinados lingüistas asturianos (d'Andrés 2010); este autor (y en general el conjunto de filólogos de la escuela de Oviedo) opina al respecto:

[...] constatar llingüísticamente que dalgo ye un idioma nun implica tener una única ortografía. L'asturleonés ye una llingua y tien dos ortografíes, l'asturiana y la mirandesa. Nun pasa nada con que'l gallego-portugués tenga una ortografía gallega, una portuguesa y una asturiana. Les ortografíes son decisiones de tipu sociolóxicu y cultural.

Lo que resulta sorprendente es que, a pesar de lo ahí expuesto, la Academia de la Llingua Asturiana se ocupe de normativizar las variedades lingüísticamente gallegas habladas en territorio asturiano.

Historia de la fijación ortográfica del asturiano

Los primeros escritos en asturleonés se remontan a la Edad Media, pero la escritura moderna, sobre todo literaria, no empezará antes del siglo XVI. El poeta Antón de Marirreguera es virtualmente el fundador de la literatura asturiana y con él se inicia el uso del asturiano como lengua literaria hasta el presente. Desde entonces, la lengua escrita no hizo más que desarrollarse – dentro de las lógicas limitaciones impuestas por su situación marginal frente al castellano– dando lugar a una coine literaria. En el siglo XIX se establecieron determinadas normas ortográficas, tales que el uso del apóstrofo o de la letra <x> para representar el fonema /Σ/.

El siglo XIX y el primer tercio del XX fueron fructíferos para la literatura asturiana. La Guerra Civil española (1936-39) interrumpió su desarrollo, lo mismo que ocurrió con el resto de literaturas españolas no escritas en castellano.

El regreso de la democracia a España (1977) permitió que floreciera una nueva generación de escritores que intentaron recuperar el tiempo perdido. Es un periodo muy fértil para el asturiano, en que se suelen contar tres generaciones de escritores con una producción literaria considerable, la cual, sin la estandarización, probablemente no habría sido posible.

El primer paso hacia la estandarización del asturiano se dio en 1970, con la creación de asociaciones en defensa de la lengua, pero no se hará realidad hasta la creación de la Academia de la Lengua Asturiana (*Academia de la Llingua Asturiana*) en 1980, fundada oficialmente gracias a un grupo de intelectuales asturianos, que propugnaban la normalización y normativización del idioma asturiano. Desde entonces, la Academia ha sido la responsable de la codificación del idioma. Se publican enseguida la primera versión de las *Normes Ortográfiques* (1982), que han sufrido seis revisiones con sus respectivas reediciones, la última hasta la fecha de 2005. La elaboración de las Normas ha permitido la elaboración de obras posteriores, como el *Diccionariu de la Llingua Asturiana* (2000) y la *Gramática de la Llingua Asturiana* (2001), ambos de carácter normativo.

Tal proceso de estandarización ha permitido, además de una cierta normalización, el desarrollo de una producción literaria, tal como señalábamos, así como la presencia del idioma en la enseñanza y en la administración pública como nunca había tenido nunca antes. Durante el primer periodo, el proceso de normativización ha avanzado, pero en los últimos años ha dejado de crecer, dado que las condiciones sociales y políticas han cambiado. La simpatía inicial por el asturiano se ha convertido en un

desinterés generalizado. Sin embargo, el asturiano conserva determinados espacios sociales donde todavía resiste.

En cuanto a la enseñanza del asturiano, se puede afirmar que se trata de una asignatura voluntaria tanto en la enseñanza primaria como en la secundaria desde los años 80; existe, además, un menor en los estudios de filología hispánica de la Universidad de Oviedo y un curso intensivo para la formación del profesorado durante tres semanas en verano.

Respecto a las publicaciones, se puede afirmar que existen varias editoriales, que total o parcialmente editan en asturiano, sobre todo literatura. Entre los media se emiten programas en asturiano en la radiotelevisión pública del Principado, así como en otras emisoras privadas, donde también hay ocasionalmente programas en esta lengua. Donde la presencia del asturiano es relativamente numerosa es en internet a través de blogs, portales y tres periódicos en línea (uno de los cuales es, además, un semanario en papel).

Desde el punto de vista legal, el asturiano fue reconocido como lengua tradicional de Asturias gracias a una ley regional de 1998, pero que ni remotamente reconoce la cooficialidad del asturiano con el castellano, aunque sí le da cierta cobertura legal. Tal estatus de lengua tradicional lo comparte con el gallego del oeste de la región, que se convierte, por decreto, en un nuevo idioma: el gallego-asturiano (sic).

No obstante, estas señales aparentemente positivas no bastan para garantizar la supervivencia del idioma.

La situación socio-lingüística de la norma

En primer lugar, hay que hacer algunas consideraciones importantes. Las actuales *Normes* solo son válidas para el asturiano, para el resto de áreas lingüísticas la situación es un tanto compleja. Se pretende que el actual estándar asturiano sea válido en toda la zona asturhablante (al menos en la parte española), pero por otro lado existen defensores de una norma propiamente “leonesa”, con una norma propia, que introducen pequeñas diferencias respecto a la norma del asturiano. No se puede olvidar que además existe una norma oficial mirandesa, cooficial en Portugal, dentro del diátesis asturleonés, como ya venimos indicando, lo cual supone la existencia de hecho y de derecho de un idioma independiente desde 1999 con su propio estándar.

Pero las complicaciones no acaban ahí. Las variedades gallegas del oeste de la región poseen una norma propia basada en la asturiana, perfectamente

diseñada para separar estas hablas del resto del área lingüística gallega a la que pertenecen. Y es aquí donde se da la enorme paradoja de que la filología oficial asturiana defiende la unidad del área lingüística, incluyendo el mirandés dentro del asturiano, pero niega la pertenencia del eonaviego² al gallego, considerado por la mayoría de los filólogos asturianos como un continuo entre el gallego y el asturiano, argumento claramente político, que fue contraargumentado por nosotros (Frias Conde 2004-05)

El siguiente gráfico representa las distintas relaciones entre las normas y las pertenencias lingüísticas:

Gráfico 1: Diasistemas y Variedades:

Gallego	Eonaviego	Asturiano	Español
Portugués		Mirandés	

gris claro: diasistema gallego-portugués

gris: diasistema asturleonés

Gráfico 2: Las normas oficiales (casi) definitivas

Gallego	Eonaviego	Asturiano	Español
Portugués		Mirandés	

Aspectos generales de la norma

La norma del asturiano es oficial tan solo en parte. El gobierno regional la usa, hasta el punto que todos los textos en asturiano que emanan de la administración pública asturiana se ajustan a la norma vigente, lo cual le provee un carácter semioficial.

² El nombre *eonaviego* hace referencia a las variedades gallego-portuguesas que se hablan en el Occidente de Asturias.

La base del estándar es la variedad central (asturiano central)³, que no recoge, no obstante, bastantes fenómenos dialectales, como por ejemplo la metafonía⁴.

Gráfico 3: Diasistema, lenguas y variedades en Asturias

Eonaviego	Asturiano occidental	Asturiano central	Asturiano oriental
Gallego	Asturiano		
Gallego-portugués	Asturleonés		

El estándar asturiano acepta la existencia de subestándares, más concretamente de formas propias de los dialectos occidental y oriental, formas catalogadas como propias de dichas variantes. Las principales diferencias entre la variante occidental y la central están recogidas en el estándar, así como las especificidades de la variante oriental con el fin de ser incorporadas al estándar, pero no como textos independientes, es decir, no propiamente como subnormas, por lo que no se puede hablar propiamente de la existencia de un estándar y de subestándares referidos a las variantes, que podrían ser tratadas perfectamente con un subestándar propio.

La incorporación de elementos “periféricos” en el estándar implica la introducción de nuevas grafías. Así, en asturiano occidental se encuentra el fonema /ts/ allá donde el asturiano central y oriental suelen presentar /ʎ/, para el cual se utiliza el dígrafo <ll>, con lo que se puede ver la diferencia

³ Existen tres razones para ello: en primer lugar, el dialecto central es el propio de la mayoría de los habitantes de Asturias, donde se encuentran las cuatro mayores concentraciones urbanas, empezando por la capital, Oviedo / Uviedo, y siguiendo por Gijón / Xixón, Avilés y Mieres – en ellas vive más de la mitad de la población de la región; en segunda lugar, que el asturiano central es el que ha gozado siempre de mayor tradición literaria; finalmente, la variedad central es conocida por el resto de los habitantes de la región.

⁴ La metafonía asturiana existe en ciertas zonas del centro de Asturias. Se trata de un proceso ya conocido desde antiguo, estudiado en primera instancia por Dámaso Alonso (1957). Brevemente descrita, la metafonía afecta a la vocal tónica solo cuando la vocal final es /-u/, con lo cual se trata de las formas de masculino singular, vgr.: *pírru, perra, perros, perres* (/e/ > /i/); *guetu, gata, gatos, gates* (/a/ > /e/); *guchu, gocha, gochos, goches* (/o/ > /u/). Afecta igualmente a los diptongos: *tiisu, tiesa, tiesos, tieses* (/je/ > /ji/); *cuintu, cuenta, cuentos, cuentes* (/we/ > /wi/).

entre oriental *lluna* y central *lluna* ('luna'). El otro grafema introducido es propio del dialecto oriental, donde la /f/ del resto del asturiano se torna aspirada /h/, escrita como <h.> en ejemplos como oriental *h.negu* frente al central *fuegu* ('fuego').

Así pues, se puede representar la situación normativa del diasistema asturleonés de la siguiente manera:

Gráfico 4: La situación normativa del asturleonés

Asturiano occidental	Asturiano central	Asturiano oriental
Mirandés		

gris: asturiano

blanco: mirandés

No se tienen en cuenta otras variedades leonesas, sin un estándar más o menos reconocido, llegando al máximo a la categoría de coínés.

Lingüificación y dialectización de la norma

En esta sección trataremos de diversos aspectos de la estandarización actual del asturiano, para lo cual analizaremos la última edición de las *Normes* (2005) desde el punto de vista de las soluciones elegidas, sin hacer referencia a cuestiones morfológicas.

De entrada, la primera impresión que se tiene de las normas actuales es que son una mera adaptación del sistema ortográfico de la lengua española (otro tanto se podría afirmar del mirandés respecto al portugués). De hecho, tal es así que, sabiendo español, se puede leer en asturiano sin conocer dicho idioma, encontrándose tan solo a primera vista un par de elementos que son disonantes del sistema ortográfico del castellano, a saber: el uso del apóstrofo y el uso del grafema <x> en palabras como *xente* ('gente').

A raíz de estos sistemas dependientes de otro superior, elaboramos una clasificación de los sistemas ortográficos de las lenguas minoritarias (Frías Conde 2007), donde se distingue entre procesos de lingüificación y de dialectización. Un ejemplo de un idioma que optó por un proceso de lingüificación es el catalán, cuyo sistema ortográfico es totalmente independiente de la lengua estatal con que convive (en este caso, el español), mientras que la norma oficial del gallego o del asturiano son ejemplos de dialectización, puesto que sus codificaciones ortográficas son una mera adaptación de la lengua estatal con la que conviven (nuevamente el español). Lógicamente hay distintos grados de dialectización, por lo que podemos

afirmar que la misma es mayor en el caso del asturiano que del gallego. No obstante, ambos procesos tienen sus ventajas (y naturalmente sus inconvenientes). Aún así, la estandarización del asturiano presenta un problema doble; por un lado, la dependencia total de la norma española; por el otro, que no está completamente cerrado, tal como mostraremos a continuación.

Acerca del uso de ciertas grafías

El seguidismo de la ortografía castellana en el asturiano se percibe en todo, pero principalmente en aquellos casos en que el castellano presenta formas que se separan de sus propios criterios etimológicos, como ocurre, por ejemplo, con el uso de /<v> y <h>.

Como decíamos, el sistema ortográfico español actual tiende a respetar los usos etimológicos, pero hay algunos casos en que tal principio no se ha respetado. En cuanto al uso de /<v>, hay un uso inetimológico en *boda* < VOTA, *basura* < VERSURA, *barniz* < VERONICE, *venda* < Germ. *BINDA, *buitre* < VULTURE, etc. Y son estos, precisamente, los mismos casos que aparecen en asturiano (presentamos primero la forma castellana y luego la asturiana⁵): *boda* / *boda*; *basura* / *basoria*; *barniz* / *barniz*, *venda* / *venda*, *buitre* / *butre*; y además: *bulto* / *bultu* < VULTU; *barrer* / *barrer* < VERRĒRE, etc. El asturiano no presenta ninguna novedad.

En cuanto al uso de la <h> el asturiano hace igualmente un uso calcado de la misma. Los casos inetimológicos (concretamente la falta de <h> inicial) son los mismos en ambos idiomas: *arpa* < Fr. *harpe* < Germ. HAR(P)FE; *armonía* < Lat. HARMONIA < Gr. ἁρμονία. Los casos de caída de <h> intervocálica en español se encuentran tan cual en asturiano, como en *subasta* < SUB HASTA o *filarmónica* –y lo mismo *armónica*, que deriva de *armonía*.

El único caso en que el asturiano presenta alguna especificidad en cuanto al uso de <h> inicial es cuando se trata del diptongo /ö/ >/we-/, que en español se escribe <hue-> y en asturiano <güe->, vgr.: *güesu* ('hueso') < OSSU; *güevu* ('huevo') < OVU; *güei* ('hoy') < HODIE, etc.

El resto de elementos ortográficos son una “clonación” del sistema español, tal como se aprecia a continuación:

1. Representación del fonema /ɲ/ con la letra <ñ>: *españar* ('explotar', 'estallar'), *ñeru* ('nido')
2. Representación del fonema /λ/ con el dígrafo <ll>: *llugar* ('lugar')

⁵ Cfr. portugués: *vassouro*, *verniz*; *avutre*, *vulto*, *varrer*, etc.

3. Representación del fonema/θ/ con la serie española <za, ce, ci, zo, zu>: *rapaz, rapaza, rapazos, rapaces, rapacín* ('chaval', 'muchacho')
4. Representación del fonema/g/ con la serie española <ga, gue, gui, go, gu>, donde la serie <ge, gi> no sirve para /ge/, /gi/: *aguijón* ('aguijón')
5. Representación de la serie /kw/ con <cu>: *cuatro* ('cuatro'), *cuestión* ('cuestión'), *cincuenta* ('cincuenta')⁶.

Otros casos en que hay coincidencia con parte de las lenguas románicas es en la serie <ca, que, qui, co, cu> para /k/ (en italiano y rumano, en cambio, es <ca, che, chi, co, cu>).

Los grupos cultos grecolatinos y su vulgarización

El tratamiento de los grupos consonánticos originales grecolatinos requieren una análisis aparte.

La Academia Asturiana quiso marcar precisamente aquí un punto de inflexión para diferenciarse del castellano al vocalizar dichos grupos tal como se hace incluso en castellano en niveles socioculturales muy bajos, pero la Academia no lo contempla como vulgarización, sino como "tratamiento especial", por lo que justifica la vocalización del primer elemento del grupo consonántico (*Normes* 2005: 34-44) sin atender a criterios técnicos y lingüísticos. El razonamiento es este (*Normes* 2005: 35):

1.8.1.2. Les tendencias del idioma

Según éstos habrían desanicarse la gran mayoría de los grupos cultos darréu que la nueva fala, sistemáticamente, tendió a una estructura de sílaba abierta haciendo posibles nel marxe posnuclear namái unidaes fonolóxicas del tipu /L, N, R, s, θ/. Según estes tendencias nótese que dellos de los grupos cultos coyeron un camín que llevaba a la vocalización de la unidá que s'alcontraba nel marxe posnuclear de la sílaba a través de resultaos del tipu /i, u/: *aición, perfeutu...*

Es innegable que teóricamente se puede oír en asturiano una forma como *perfeutu*, pero también es cierto que hoy en día es harto improbable porque se tiene por una inmensa vulgarización. Lo normal, en el habla cotidiana, es la reducción del grupo a una consonante simple, permaneciendo

⁶ Compárese el portugués en cuanto a las dos primeras palabras: *quatro, cinquenta* (con /kw/).

la segunda y cayendo la primera (como ocurre en portugués y en sardo), con lo cual tendría mucha más lógica representar la simplificación de los grupos que no una extraña vocalización del primer elemento, pues es una muestra clarísima de dialectización, tal como señalábamos más arriba, y así lo percibe el hablante normal. No obstante, la Academia ha acabado aceptando en ediciones más recientes de las *Normes* el mantenimiento de los grupos cultos, aunque de hecho sigue prefiriendo la vocalización y es lo que promueve en sus escritos. Por eso, lo normal es encontrar en el diccionario académico las formas vocalizadas, como sucede cuando, al buscar el castellano *director*, aparece como única opción *dirreutor*.

Sin embargo, los procesos de vulgarización no se reducen a la vocalización de los grupos cultos, sino que además hace evolucionar artificialmente formas cultas para distinguirse del castellano, como ocurre con los casos de /l-/ inicial de neologismos (*Normes* 2005: 32-33) que son palatalizados (aunque en muchos casos se admita el doblete con la forma inalterada): *llaberintu*, *lleucemia*, *llaboratoriu*⁷.

El sistema de acentuación

La única diferencia significativa entre el sistema de acentuación entre el asturiano y el español radica en la acentuación diacrítica, recogida en una serie de casos perfectamente catalogados (*Normes* 2005: 47); existía un caso de acentuación que era teóricamente diacrítico, por el que se acentuaba el pronombre sujeto de 2º persona *tú*, dado que en español permite distinguir entre dicho *tú* pronominal y el posesivo átono *tu*, pero tal distinción no se da en asturiano, porque dicho par se manifiesta como *tu ~ to*. La última edición de las *Normes* ya eliminó tal situación.

Sin embargo, en todo lo demás, el sistema asturiano de acentuación es de nuevo una clonación del castellano que, en ciertos paradigmas nominales o adjetivales produce una complicación extrema por acentuar determinadas terminaciones y no acentuar otras, como ocurre, por ejemplo, con el paradigma de los participios pasados de la primera conjugación: *cantáu*, *cantada*, *cantao*, *cantaos*, *cantaes* a los cuales se puede añadir la forma verbal *cantáis*. La razón para ello es que se debe acentuar el diptongo decreciente tónico, en este

⁷ El catalán, la otra lengua ibérica que conoce la palatalización de la /l/ inicial, respeta las formas originales en las palabras no tradicionales: *labirint*, *leucèmia*, *laboratori*, etc. La Academia Asturiana va un paso más allá del habla, con formas totalmente inventadas como *llingüística* en vez de *lingüística*, aunque exista *llingua* ('lengua') como vocablo tradicional.

caso /aw/, pero no el resto de combinaciones vocálicas. Sin embargo, la aplicación estricta del sistema español en este caso da lugar a un sistema heterogéneo. Pero el mismo problema se encuentra también con las terminaciones átonas (aunque a la inversa, el masculino singular es aquí la forma que no recibe tilde): *contemporaneu*, *contemporánea*, *contemporáneos*, *contemporánees*.

Un problema añadido es de la acentuación de los cúmulos de verbos con clíticos. La norma moderna española ya no hace referencia a la enclisis, puesto que esta solo se da con el infinitivo y el imperativo. Sin embargo, la enclisis en asturiano, como en el resto del asturleonés y también en gallego-portugués europeo, es la forma no marcada, por lo que se dan múltiples cúmulos en que la combinación de verbo más clítico es tratada como una sola palabra a efectos ortográficos: *merco* ('compro') > *mércolos* ('los compro'), pero que da lugar también, aplicando las antiguas formas del castellano a que *merqué* ('compré') no pierda el acento al serle añadido un clítico: *merquélos* ('los compré'). Nuevamente, el sistema de acentuación, además de ilógico, es farragoso.

El uso del guión con los clíticos

Este es probablemente el único caso en que el asturiano presenta un comportamiento exclusivo entre todas las lenguas de la Romania. En varios idiomas románicos, como es bien sabido, los clíticos en posición enclítica van unidos al verbo con un guión (portugués, catalán, sardo⁸, francés, rumano), aunque en otros no (español, gallego, italiano).

En principio, en asturiano no se unen los clíticos al verbo por medio de un guión (*Normes* 2005: 46):

- (1) *Llévotē dalgo pa comer* ('te llevo algo para comer')
- (2) *Cuéstame entendelo* ('me cuesta entenderlo')

Sin embargo, el clítico de 3ªPS dativo *-y* requiere siempre guión (*Normes*, 2005: 46), incluso en plural (*-yos*):

- (3) *Díxi-y que nun quiero velu* ('le dije que no quiero verlo')
- (4) *Pidi-yos unes monedes* ('les pedí unas monedas')

⁸ El sardo estándar (Limba Sarda Comuna, LSC) no usa, sin embargo el guión, sino el punto alto: *Faeddami* ('háblame')

Si dicho clítico llevase, además, otro de acusativo anexo, el segundo no iría separado por guión:

(5) *Díxi-ylo munches veces* ('se lo dije muchas veces')

Pero este mismo pronombre, según las *Normes*, debe llevar siempre guión, incluso cuando es proclítico, uniéndose a la palabra anterior, fuere la que fuere:

(6) *Dixóme que-y diere más dineru* ('me dijo que le diera más dinero')

Lo anterior da lugar a situaciones totalmente absurdas, en que el elemento anterior es una cláusula inserta, a la que es imposible unir con un clítico, pero el guión sigue escribiéndose:

(7) *Ye la tienda de la que, nun sé cuándo, -y truxeron el traxe* ('es la tienda de la que, no sé cuándo, le trajeron el traje')

En casos como este es imposible encontrarle la lógica a tal procedimiento.

Los otros casos de uso del guión son fonéticos. Cuando la última consonante del verbo es idéntica a la primera consonante del clítico, se usa el guión (*Normes* 2005: 49)

(8) *Cues-se bien esta camisa* ('Se cose bien esta camisa')

(9) *Mio madre, el café muel-lo perfino* ('Mi madre el café lo muele muy fino')

El asturiano es, por tanto, la única lengua románica con un sistema mixto de guionización de los clíticos, lo cual no simplifica las cosas, más bien las complica hasta extremos insospechados.

El uso del apóstrofo

El apóstrofo es el elemento identitario del asturiano en cuanto a su estándar ortográfico, es una aparente innovación que lo separa del sistema castellano, que carece de él. Su uso está extensamente recogido en las *Normes* (2005: 48; 105-107). Sin embargo, las normas recogen casos de apostrofación que no se corresponden siempre con la pronunciación real, como sucede con

el uso constante del artículo determinado apostrofado usado enclíticamente, como por ejemplo en:

(10) *Bebéi'l vinu* ('bebed el vino')

En este caso, lo más normal es que la vocal del artículo no se omita. El apóstrofo nace de hecho como una necesidad de representar la pronunciación dialectal frente a la estándar en el seno de la filología española. Las monografías dialectales sobre el asturleonés del siglo XX utilizan el sistema español para representar las hablas leonesas, incluyendo, precisamente, el apóstrofo como elemento que marcaba la elisión de vocales. Sin embargo, es igualmente cierto que los autores clásicos asturianos se valieron de él, pero no hasta el punto de apostrofar tan masivamente como se hace en la norma contemporánea del asturiano, que lleva a casos extremos como el del siguiente ejemplo, con apostrofación ante el verbo enclítica y proclítica simultáneamente:

(11) *Cuidáu, que s'espanta'l perru* ('Cuidado, que se espanta el perro')

Conclusiones

La estandarización del asturiano ha sido algo indudablemente positivo para el idioma, aunque hay aspectos que técnica y socialmente no han sido desarrollados del modo más correcto. Por un lado, se encuentra la creencia de que la vulgarización del idioma es un buen medio para alcanzar su normalización, intentando así diferenciarlo de un modo tosco de la lengua estatal con la que concurre en el territorio, puesto que con ello solo se consigue favorecer el proceso de dialectización. Por otro lado, el sistema ortográfico del asturiano es prácticamente un clon del castellano –apóstrofos aparte–, aunque se use el argumento de que así resulte más fácil de escribir, pero lo cierto es que buena parte del sistema resulta incoherente, como ya mostramos anteriormente.

No se puede olvidar, sin embargo, que el sistema actual ya lleva en vigor treinta años y que una parte de la sociedad asturiana se ha adaptado a él. Resulta, por tanto, bastante complicado introducir cambios significativos, tan solo se pueden hacer pequeñas modificaciones que intenten tanto reducir incoherencias, como resolver errores normativos. En cualquier caso, el estándar parece seguir funcionando pese a todo.

Bibliografía

- ALLA, 2003. *Gramática de la Llingua Asturiana*. ALLA. Oviedo.
- ALLA, 2005⁶. *Normes Ortográfiques*. Oviedo:ALLA.
- Alonso, Dámaso, 1957. “Metafonía y neutro de materia en España”, in: *Zeitschrift für romanische Philologie (ZrP)*. Volume 74, Issue 1-2, Pages 1–24, ISSN (Online) 1865-9063, ISSN (Print) 0049-8661, DOI: 10.1515/zrph.1958.74.1-2.1, //1958.
- Andrés, Ramón d’, 1992. “Conflictu llingüísticu n’Asturies: penetración del léxicu castellanu nel asturianu faláu en Deva (Xixón)”, in: *Actas do XIX Congreso Internacional de Lingüística e Filoloxía Románicas*. Universidade de Santiago de Compostela: A Coruña, 53-62.
- Andrés, Ramón d’, 2001. *Cuestiones d’asturianu normativu* (volume I). Uviéu: Publicaciones Ámbitu.
- Andrés, Ramón d’, 2002. *Cuestiones d’asturianu normativu* (volume II). Uviéu: Publicaciones Ámbitu.
- Andrés, Ramón d’, 2003. *Cuestiones d’asturianu normativu* (volume III). Uviéu: Publicaciones Ámbitu.
- Andrés, Ramón d’, 2008. *L’asturianu que vien*. Observaciones y suxerencies sobre l’asturianu normativu y el so usu. Uviéu: Publicaciones Ámbitu.
- Andrés, Ramón d’, 2010. Online Interview an Asturias.com. <http://www.asturies.com/node/8901>. [20.10.2010]
- Barros Ferreira, Manuela, (ed.), 1992. *Convenção ortográfica da Língua Mirandesa*. Miranda do Douro: Câmara Municipal de Miranda do Douro.
- Frías Conde, Xavier, 1999^a. *O galego exterior ás fronteiras administrativas*. Gijón: VTP.
- Frías Conde, Xavier, 1999b. “O galego asturiano ou conaviego: uma contribuição para a dialectologia galego-portuguesa”, in: *Seminário de Língua, 3*. Faro: Universidade do Algarve, 89-105
- Frías Conde, F.X., 2004-05. “O relativo do continuum entre galego e asturiano en Asturias”, in: *Ianua 5*, 2004-05. http://www.romaniaminor.net/ianua/Ianua05/ianua05_07.pdf [30.12.2010]
- Frías Conde, Xavier, 2007. “The Spelling Codification of Romance Regional Languages: Between Language and Dialect”, in: *Anale Universitatii Bucuresti*, Universidad Bucarest, 137-148.
- Menéndez Pidal, Ramón, 1906. *El dialecto leonés*. Madrid.

Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Kodifizierung des Mirandesischen

Aurelia MERLAN, München

1. Einführung

Varietäten ein- und derselben historischen Sprache, die in unterschiedlichen Staaten gesprochen werden, verfügen nicht immer über eine gemeinsame, grenzüberschreitende Kodifizierung. Vor allem im Fall von Sprachvarietäten in Diglossie-Situation stellt man eine Anpassung der orthographischen Normen an das Schriftsystem der dominierenden Staatssprache fest. Die Gründe dafür sind verschiedener Art: die Inexistenz einer nennenswerten Schriftlichkeit (tradition) in der jeweiligen Sprachvarietät (im Gegensatz zur langen, ununterbrochenen Schriftlichkeit der Staatssprache), der Sprachzustand (starke dialektale Zersplitterung), die soziale und psychologische Situation der Region, in der die jeweilige Sprachvarietät fort dauert, die Alphabetisierung ausschließlich in der Staatssprache, der politische Druck oder manchmal auch der Zeitdruck¹.

Im Folgenden werde ich mich auf die Kodifizierung des Mirandesischen beziehen. Es handelt sich um eine im äußersten Nordosten Portugals (in der Terra de Miranda) gesprochene Sprachvarietät, die zusammen mit dem im Norden und Westen Spaniens (in Asturien sowie in einem schmaler werdenden Streifen westlich von León und Zamora) gesprochenen Asturianischen Varietäten-Reste des alten Asturisch-Leonesischen darstellt. Zunächst werde ich die einzelnen Verschriftungsversuche des Mirandesischen im 19. und 20. Jahrhundert vorstellen und danach die Kodifizierung der Rechtschreibung (im Vergleich zu jener des Asturianischen) sowie die Anwendung der orthographischen Normen behandeln. Auf die Kodifizierung der Morphologie und der Lexik, die noch in den Anfängen steckt, werde ich nur beiläufig eingehen.

¹ Pusch (2005: 25-26), der zwischen „Sprachen mit konsolidierter Schriftlichkeit“ (SKS) und „Sprachen mit emergenter Schriftlichkeit“ (SES) unterscheidet, betrachtet die zeitliche Kürze des Verschriftungsprozesses als eines der Spezifika der Standardisierung und Kodifizierung von SES.

2. Verschriftung des Mirandesischen im 19. und 20. Jahrhundert

Das Mirandesische, betrachtet jahrhundertlang als Dialekt des Portugiesischen², hat bis Ende des 19. Jahrhunderts ausschließlich als gesprochene Sprachvarietät überlebt. Den ersten Versuch, bis dahin nur mündlich überlieferte Volkstexte schriftlich zu fixieren, verdankt man José Leite de Vasconcelos, dem „Entdecker“ des Mirandesischen (Vasconcelos 1882). 1882 veröffentlicht er in der sevillanischen Zeitung *El Folklore andaluz* (S. 176) das Volksmärchen *Cristo i S. Pedro*, das als erster auf Mirandesisch geschriebener Text gilt. Im selben Jahr und in den nächsten Jahren publiziert der portugiesische Philologe in Zeitschriften und in verschiedenen Bänden weitere mirandesische Volkstexte (Märchen, Legenden, Rätsel, Lieder, Sprichwörter), eine Broschüre (*Flores mirandeses*, 1884) mit eigenen mirandesischen Gedichten und der Übersetzung einiger Strophen aus *Os Lusíadas* von Luís de Camões sowie weitere Übersetzungen aus dem Werk von Camões (vgl. Vasconcelos 1900: 20-25). Ab 1893 beginnen auch von Mirandesischsprechern verfasste Texte (originale Texte und Übersetzungen) zu erscheinen. Die ersten Briefe auf Mirandesisch werden seit 1882 attestiert (vgl. Vasconcelos 1900: 25-31). Vasconcelos' Schreibweise ist an die portugiesische Graphie angepasst. Das lässt sich unter anderem in der Schreibung der palatalen Konsonanten /ʎ/ und /ɲ/ (geschrieben <lh> bzw. <nh>), des stimmlosen Zischlautes /s/ (geschrieben <ç> oder <ss>) oder der Nasalvokale, deren Nasalität durch Tilde oder durch <m> (*am* 'in') bzw. <n> (*tên* 'hat') signalisiert wird, bemerken. Die betonten, geschlossenen Vokale /e/ und /o/ in den steigenden Diphthongen [je] und [wo] schreibt er mit Zirkumflex. Textbeispiele (links auf Mirandesisch, rechts auf Portugiesisch):

Ûa viðha, viðharrona,
Tên um diente am la crona.

Uma velha, velharrona,
Tem um dente na corôa.

San Joã, por vér lâs môças,
Fizo ùa fuônte de prata.

São João, por ver as moças,
Fez uma fonte de prata.

(Vasconcelos 1882: 30, 32)

² Erst Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wird bewiesen, dass das Mirandesische kein Dialekt des Portugiesischen ist (Vasconcelos 1882b; 1901: 73), sondern ein Rest des alten Asturisch-Leonesischen, und zwar des Westleonesischen: „[El mirandés] no es más que uno de tantos restos del leonés occidental“ (Menéndez Pidal 1906/³1990: 13).

Der Phonetiker Aniceto R. Gonçalves Viana (1894: 151) ist der erste, der in einer Einleitung zur mirandesischen Übersetzung durch Bernardo Fernandes Monteiro³ des Lukas-Evangeliums (Kapitel IX und X) eine Reihe schriftlicher Normen entwirft. Diese Normen sind ziemlich einfach und an den portugiesischen orientiert. Die meisten Grapheme, die in seiner kurzen Liste erwähnt werden, gehören auch zum portugiesischen Schreibsystem, nicht alle jedoch entsprechen denselben Lauten, z.B. <ch> entspricht der stimmlosen Affrikate [tʃ], wie im Nordportugiesischen, und nicht dem Zischlaut /ʃ/ wie im Standardportugiesischen; <x> entspricht ausschließlich der Frikativen /ʃ/ und nicht auch der Frikativen /s/. Die einzigen neu eingeführten Grapheme sind <ê>, <î> und <û> für die entsprechenden Nasalvokale. In einer Art Addenda bezieht sich Viana (1894: 500) auf den für das Mirandesische charakteristischen Nasaldiphthong [õw], für welchen er die Graphie <õo> vorschlägt. Mit Vianas Graphie schreibt Monteiro seine Übersetzung ins Mirandesische des *Paulusbriefes an die Korinther* sowie der vier *Evangelien*. Es handelt sich um ein Manuskript von 368 Seiten in zwei Bänden, aus welchem nur Teile veröffentlicht wurden (Cahen 2009: 28).

Albino J. de Moraes Ferreira, der in seinem *Dialecto mirandez* (1898: XX und XXIV-XXV) die Einrichtung eines mirandesischen Sprachkurses und die Alphabetisierung der Mirandeser „in ihrem Dialekt“ verlangt, schlägt andere Schriftnormen vor. Da das Mirandesische seiner Meinung nach viele Gemeinsamkeiten sowohl mit dem Portugiesischen als auch mit dem Spanischen aufweist, greift er zu orthographischen Regeln aus beiden Sprachen (Ferreira 1898: XXV-XXIX). Textbeispiel:

Quiêro d'aprender ù ouficio
 Que mantenga sou senhór:
 D'aprender a ferreirico,
 Carpinteiro ô cardadór.
 ¿Antô paroleiro?
 Cada qual
 A sou poleiro. (Moraes Ferreira 1898: 19)

³ Bernardo Fernandes Monteiro ist der wichtigste mirandesische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Außer Übersetzungen veröffentlicht er die ersten originalen Märchen auf Mirandesisch sowie Gedichte. Andere Mirandeser, die in ihrem eigenen Idiom schreiben, sind Manuol Sardina, Francisco Meirinhos und Francisco Garrido Brandon (vgl. Ferreira 2003: 100-101).

In seinen *Estudos de philologia mirandesa* (1900: 193-204) entwirft auch Vasconcelos, dessen Interesse vor allem philologisch war (er will die mirandesische Aussprache mit ihren Besonderheiten so authentisch wie möglich wiedergeben), eine phonienae Graphie, welcher die von ihm untersuchte und beschriebene Zentralvarietät von Duas Igrejas zugrunde liegt. Sie distanziert sich in gewissem Maße von der portugiesischen Graphie: Zur Wiedergabe der mirandesischen Laute ohne Entsprechung im Standardportugiesischen werden phonetische Symbole und diakritische Zeichen verwendet, darunter <ʃ> für den stimmhaften apicoalveolaren Zischlaut /ʒ/, <ɲ> für den gutturalen Nasal, <öü> für den Nasaldiphthong [õw] usw. Textbeispiel:

Quando l príncepe chigöu a cafa, yá Marię de l Palo alhá staba şentada
a la squina assando piolhos, i dixo la mai a l príncepe:
- Antöü, miu filho, cumo stub'isso?
- Z-múito bíę, mię mai. Z-habię ũņa moça múi guapa.
- Z-d'ond'era ?
- Dię que era de la țęrra de la bota. Böu por esses lhogares a riba, a ber
se l'ancontro.

(Vasconcelos 1901: 314)

Die oben zitierten Autoren sind alle Portugiesischsprecher. Berücksichtigt man auch die Graphie der mirandesischen Autoren (Texte mancher Autoren veröffentlicht Vasconcelos mit ihrer ursprünglichen Graphie im zweiten Band seiner *Estudos*), so wird deutlicher, dass die Verschriftung des Mirandesischen am Ende des 19. Jahrhunderts – wie aber auch im Laufe des 20. Jahrhunderts (vgl. Ferreira 2000: 53) – eine große Vielfalt aufweist. Sie variiert von Autor zu Autor und manchmal erscheint das gleiche Wort beim selben Autor mit unterschiedlichen Graphien (bei Ferreira 1898: 7-87 ist z.B. das Wort [bezaś] 'manchmal' bald *bezes*, bald *vezes* geschrieben, und das klitische Personalpronomen [buś] 'euch' bald *bus*, bald *vus*, bald *vos*).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts erscheinen sporadisch weitere Texte auf Mirandesisch mit verschiedenen Graphien. Ab 1940 veröffentlicht vor allem António Maria Mourinho (Pfarrer in Duas Igrejas) Verse auf Mirandesisch, darunter die Legende *Las siete armanas* (1942 in *Livro do II Congresso Transmontano*, Lisboa, 497 und 1958 in *Boletim dos „Amigos de Bragança“*, 23), das Gedicht *Nôssa alma i nôssa tierra* (Ausschnitte werden 1942 in *Livro do II Congresso Transmontano*, Lisboa, 471-475 publiziert; der ganze Text erscheint zusammen mit einem Aufsatz zum Mirandesischen 1961 in Lissabon), „*Scôba*

frolida ã Agosto...“ *Liênda da Nôssa Senhora del Monte de Dúes Eigrejias* (Miranda do Douro, 1979; ²1983). Er ist auch der Verfasser vieler Aufsätze über die Sprachvarietät und über die Folklore der Terra de Miranda (vgl. Meirinhos 2000: 31-52) sowie eines der Mitglieder der Kommission, die zwischen 1995 und 1999 die orthographischen Normen ausarbeitet. Mourinhos Graphie ähnelt in gewissem Maße der Graphie von Vasconcelos. Textbeispiel:

Agosto secou las fôntes
 Los balhes nũ berdegãbã;
 Los berdes íbã pasmados,
 I los cardos yá picábã.

Era l renhöũ deste mês,
 No meio, antes ù díê;
 La pastorica, no Monte,
 Cũ súes öubêilhas drumiê.

(Mourinho ²1983: 10)

Trotz der oben erwähnten Verschriftungsversuche und des Vorhandenseins einer (wenngleich sehr bescheidenen) Schriftliteratur verfügt das Mirandesische bis Ende des 20. Jh.s über keine Gemeinsprache mit einem kodifizierten Standard.

3. Kodifizierung des Mirandesischen Ende des 20. Jh.s

Der Prozess der Schaffung einer Gemeinsprache verlief in den 90er Jahren mehr oder weniger in klaren Bahnen. Vor allem die Einrichtung des Mirandesischen 1986 als Wahlfach in der Schule machte eine rasche Kodifizierung unverzichtbar, denn man unterrichtete eine „Sprache“, ohne zu wissen, wie sie genau geschrieben werden sollte (Ferreira 2000: 63). Bei einem Regionaltreffen des portugiesischen Linguistenverbandes im Jahr 1993 in Miranda do Douro (*Encontro Regional da Associação Portuguesa de Linguística*) erschien die Ausarbeitung orthographischer Normen für das Mirandesische auch angesichts des fortgeschrittenen Sprachwechselprozesses als eine der wichtigsten Maßnahmen für sein Fortbestehen (Faria 1994). Durch die Initiative des *Centro de Linguística da Universidade de Lisboa* (CLUL) wurde mit Unterstützung der Gemeinde Miranda do Douro (*Câmara Municipal de Miranda do Douro*) 1994 eine Kommission gebildet, die die Verantwortung für die Ausarbeitung orthographischer Normen übernahm. Die Kommission setzte sich

aus vier (portugiesischsprachigen) Sprachwissenschaftlern der Universitäten Lissabon (Ivo Castro, Manuela Barros Ferreira und Rita Marquilhas) und Coimbra (Cristina Martins) zusammen sowie aus sieben für den Unterricht und die Verbreitung der autochthonen Sprachvarietät verantwortlichen Mirandesern, Sprechern verschiedener Varietäten (António Bárbolo Alves, Marcolino Fernandes, Valdemar Gonçalves, António Maria Mourinho, Moisés Pires, Domingos Raposo und José Augusto Raposo). Eine erste Kodifizierungsversion, *Proposta de convenção ortográfica mirandesa*, die Normen mit einem vorläufigen Charakter umfasste, wird schon 1995 ausgearbeitet, von der Gemeinde Miranda do Douro veröffentlicht und in der mirandesischen Gemeinschaft zur Meinungsbildung verteilt. Diesem wichtigen Ereignis folgt im selben Jahr ein anderes nicht weniger wichtiges: Das Mirandesische wird zum ersten Mal als Minderheitensprache in einem Dokument der Europäischen Kommission (*Contact Bulletin* 12, Nr. 3, 6 des European Bureau for Lesser Used Languages) erwähnt. Die Anerkennung seitens des portugiesischen Staates erfolgt im Januar 1999 (Lei 7/99: *Reconhecimento oficial de direitos linguísticos da comunidade mirandesa*). Im August 1999 erscheint die zweite, überarbeitete Version der orthographischen Normen mit dem Titel *Convenção ortográfica da língua mirandesa*. Sie zielt auf eine unitaristische, im Sinne von überdialektale, das gesamte mirandesische Diasystem überdachende Kodifizierung: „Impunha-se encontrar um código que reflectisse a unidade interna do mirandês e que recobrisse a própria variação local“ (Ferreira/Raposo 1999: 9). Bei der Gestaltung der Einheitssprache wurden alle Varietäten berücksichtigt, wenngleich den Zentral- und Nordvarietäten eine größere Bedeutung als der Südvarietät (dem Sendinesischen) eingeräumt worden ist. Insbesondere scheint die Zentralvarietät aus *Duas Igrejas*, die durch Vasconcelos zu einer Art „Standardvarietät“ wurde, als Grundlage gewählt worden zu sein.

Die *Convenção ortográfica* umfasst explizite Regeln für die Schreibung der mirandesischen Laute sowie orthographische Normen morphologischer Paradigmata (darunter auch Konjugationsmuster regelmäßiger und einiger unregelmäßiger Verben). Überraschenderweise wurden beide Versionen dieser *Convenção* nicht in der kodifizierten Minderheiten-, sondern in der Mehrheitssprache veröffentlicht. Fünf allgemeine Prinzipien liegen der *Convenção ortográfica* zugrunde (Ferreira/Raposo 1999: 11-11, Ferreira 2000: 64-67):

(1) Reduzierung der graphischen Variation: Von den Aussprachevarianten wurden nur diejenigen aufgezeichnet, die ziemlich regelmäßig vorkommen, wie z.B. der palatale Lateral [ʎ] als Anlaut (*lbuç* ‘Licht’), inexistent jedoch im Sendinesischen.

(2) Klarheit: Es wurde manchmal eine bestimmte Graphie gewählt auch mit dem Zweck, phonetische und morphologische Merkmale des Mirandesischen hervorzuheben. So wurde die Nasalität am Wortende durch <n> statt <m> markiert, um die Pluralbildung im Mirandesischen klar zu machen (*pan* : *panes* ‘Brot, -e’).

(3) Kontinuität der graphischen Tradition: Aus den unterschiedlichen Graphien für denselben Laut wurde diejenige bevorzugt, die bei mehreren Autoren erschien, z.B. <y> für /j/ am Wortanfang (*you* ‘ich’), (und nicht auch <v>) für /b/ (*beber* ‘trinken’, *bibir* ‘leben’) oder <i> für die kopulative Konjunktion.

(4) Einfachheit: Alle schwer zugänglichen diakritischen Zeichen und Symbole wurden vermieden oder ihre Verwendung stark reduziert: Die Tilde markiert ausschließlich die Nasalität des Vokals /ũ/ im Hiatus (*ũa* ‘eine’, *algũa* ‘irgend eine’), aber auch in diesem Fall ist sie weglassbar, der Apostroph markiert die Elision des Vokals nur bei der weiblichen Singularform des bestimmten Artikels (*l’auga* ‘das Wasser’). Außerdem wurden portugiesische Schriftlösungen immer wieder bevorzugt, wenn die Aussprache in den zwei Kontaktsprachen identisch ist (z.B. <nh> für /ɲ/: *canbona* ‘Schaf’).

(5) Flexibilität: In bestimmten Fällen wurden zwei graphische Varianten akzeptiert. So ist es möglich, die Präposition *cun* zusammen mit dem bestimmten Artikel als eine kontrahierte Form zu schreiben (*cul*, *cula*) oder aber als zwei Wörter (*cun l*, *cun la*).

Die mirandesische Rechtschreibung beruht auf phonetisch-phonologischen Kriterien, ohne die entwicklungsgeschichtlichen Aspekte zu vernachlässigen. Die Annahme der historischen Perspektive erklärt unter anderem die Einführung des Diphthonges *uó* [wo] (symmetrisch mit *ié* [je]), der als verloren gilt, obwohl anscheinend manche Sprecher ihn sporadisch aussprechen (*fuónte* ‘Quelle’), oder die Verwendung des Zirkumflexes in *iê* nur in denjenigen Wörtern, in denen dieser Diphthong aus lat. /ɛ/ stammt (*tiêrra* ‘Land’).

Bis zur Veröffentlichung der *Convenção ortográfica* fand die Normierung des Asturianischen im Fürstentum Asturien ihren Niederschlag in einigen wichtigen Arbeiten: *Gramática bable* (1976), *Normes ortográfiques y entamos de normalización* (1981), *Gramática de la llingua asturiana* (1998). Ein Jahr nach der Veröffentlichung der mirandesischen *Convenção* erschien auch das *Diccionariu de la llingua asturiana*. Die asturianischen Normen wurden allerdings in der Ausarbeitung der *Convenção ortográfica* nicht übernommen. Die Gründe für die Ausarbeitung einer Eigenkodifikation waren – so die Autoren – phonetischer, soziolinguistischer und pädagogischer Art, und zwar (Ferreira/Raposo 1999: 9, 11): die bedeutsamen Unterschiede in der Aussprache zwischen dem

Mirandesischen und dem Asturianischen („apesar de pertencerem ao mesmo continuum linguístico, os dois idiomas ocupam extremos opostos do território respectivo, traduzindo-se o seu afastamento geográfico e o seu alheamento comunicativo em diferenças de fala bastante significativas“), die eigene diatopische Differenzierung jeder der zwei asturisch-leonesischen Varietäten, der Einfluss der kastilischen Orthographie auf die asturianische und der portugiesischen auf die mirandesische („Estes motivos e outros – como a influência, em pano de fundo, da ortografia do espanhol e do português – desaconselhavam a procura de uma unidade de escrita transfronteiriça, de difícil e morosa construção“) und die Alphabetisierung aller Schüler der Terra de Miranda auf Portugiesisch („Estando a aprendizagem do mirandês ligada ao português, a maioria das soluções adoptadas aproxima-se mais das soluções portuguesas que das espanholas“).

Es ist unumstritten, dass das Mirandesische und das Asturianische der Gegenwart außer vielen Gemeinsamkeiten auch bedeutsame Unterschiede sowohl im Wortschatz als auch in der Phonetik und Morphologie aufweisen (vgl. Merlan 2009: 112-186). Sie erklären sich durch die jahrhundertlange politische (im letzten Jahrhundert auch geographische) Trennung und den Kontakt mit unterschiedlichen Sprachen. Aus diesem Grund ist zwar eine gemeinsame, unitaristische Kodifizierung über Staatsgrenzen hinweg schwer vorstellbar, und sie hätte sehr wahrscheinlich kaum Akzeptanz unter den Sprechern beider Gemeinschaften gefunden. Nicht unrealisierbar aber wäre eine gemeinsame Rechtschreibung gewesen. Welche sind im Grunde genommen auf phonetischer Ebene die wichtigsten Unterschiede zwischen dem Mirandesischen und dem Asturianischen? Im Vokalsystem weist das Mirandesische im Gegensatz zum Asturianischen die qualitative Opposition /e/ ~ /ɛ/ und /o/ ~ /ɔ/, Nasalvokale /ã ê ï õ ù/ sowie Nasaldiphthonge [õw] und [ẽj] auf. Im Konsonantensystem verfügt es über sechs (drei stimmlose und drei stimmhafte) Zischlaute /s ś ʃ z ź ʒ/ im Gegensatz zu nur drei stimmlosen (darunter einem interdentalen) Zischlauten im Asturianischen /s ʃ θ/. Die Gemeinsamkeiten zwischen den zwei Varietäten sind hingegen zahlreich, wobei die meisten auch in den anderen iberoromanischen Sprach(varietät)en Entsprechung finden. Erwähnt seien hier nur die wichtigsten, die das asturisch-leonesische Sprachsystem vom galicisch-portugiesischen unterscheiden: steigende Oraldiphthonge [je] und [wo] < lat. [e] bzw. [o] in betonter Position, palataler Lateral [ʎ] < lat. [j] am Wortanfang, Konsonanten [ɲ] und [ʎ] in intervokalischer Position in lateinischen Erbwörtern, palatale Konsonanten [ʎ] < lat. // und [ɲ] < lat. *nn*, *mm*.

Vergleicht man die graphische Repräsentation der mirandesischen und asturianischen Phoneme, wie sie in der *Convenção ortográfica* und in den *Normes ortográfiques* erscheinen, stellt man nur wenige Divergenzen fest, die in der folgenden Tabelle vorgestellt und veranschaulicht werden:

Graphie und Beispiele		Phonem
Mirandesisch	Asturianisch	
lh: <i>lbuna</i> 'Mond', <i>polbo</i> 'Küken'	ll: <i>lluna</i> , <i>pollu</i>	/ʎ/
nh: <i>anho</i> 'Jahr'	ñ: <i>añu</i>	/ɲ/
b: <i>berde</i> 'grün', <i>beber</i> 'trinken'	b, v: <i>verde</i> , <i>beber</i>	/b/
ç: <i>paç</i> 'Frieden'	z: <i>paç</i>	/s/
ss: <i>passo</i> 'Schritt'	-	/ʃ/
j: <i>jantar</i> 'Mittagessen'	-	/ʒ/

Alle anderen Grapheme, die in der mirandesischen *Convenção ortográfica* erscheinen, sind auch in den asturianischen *Normes ortográfiques* vorhanden, wenngleich manche von ihnen unterschiedliche Phoneme wiedergeben, wie z.B. <s>, das im Mirandesischen die Zischlaute /ʃ/ und /ʒ/ (*saber* 'wissen', *caser* 'nähen'), im Asturianischen aber den Zischlaut /s/ repräsentiert (*saber*, *caser*).

Welche Vorteile und welche Nachteile hätte die Annahme der schon vorhandenen graphischen Normen des Asturianischen gehabt? Auf der einen Seite hätte die Schreibung der Palatale /ʎ/ und /ɲ/ mit denselben Graphemen die wichtigsten phonologischen Gemeinsamkeiten zwischen den zwei asturisch-leonesischen Varietäten hervorgehoben. Auf der anderen Seite hätte die Graphie <z> statt <ç> und die Vermeidung von <j> und <ss> zur Doppelwertigkeit mancher Grapheme des Mirandesischen geführt (<z> hätte z.B. in diesem Fall sowohl den stimmlosen Zischlaut /s/ als auch den stimmhaften /z/ wiedergegeben). Das Schriftsystem des Mirandesischen enthielt aber schon doppelwertige Grapheme, wie z.B. das oben erwähnte <s>.

Weitere Unterschiede zwischen den orthographischen Normen des Mirandesischen und des Asturianischen gibt es in der Zahl und Verwendung der Akzente (Akut und Zirkumflex im Mirandesischen, nur Akut im Asturianischen), in der Verwendung der Diärese (nur im Asturianischen: *güevu* 'Großvater'), in der Verwendung des Bindestrichs zur Abtrennung enklitischer Pronomina in Verbalsyntagmen (obligatorisch im Mirandesischen: *cumprei-le* 'ich habe ihm [etwas] gekauft', *cumprei-lo* 'ich habe ihn gekauft',

cumprei-me-lo ‘ich habe ihn mir gekauft’, möglich nur unter bestimmten Bedingungen im Asturianischen: *compré-y*, aber *comprélu*, *comprémelu*) sowie in der Interpunktion (umgekehrte Satzzeichen am Satzanfang im Asturianischen: *¿Qué faes?* ‘Was machst du?’, keine im Mirandesischen: *Que fais?*).

Im Großen und Ganzen gehen die orthographischen Normen jeder der zwei asturisch-leonesischen Varietäten aus der dominanten Sprache hervor. Obwohl (wie oben für die mirandesischen Normen gezeigt) verschiedene Gründe für diese Wahl vorgebracht wurden, scheint der Hauptgrund sozialer (genauer gesagt pädagogischer) Art zu sein, was sich auch aus einem Aufsatz von Cano Gonzalo (1999: 114) über die Normierung des Asturianischen ergibt. Es ist allerdings zu bemerken, dass, obwohl (mit Ausnahme des Graphems <y> etwa in *yá* ‘schon’) die Grapheme des mirandesischen Schriftsystems auch im portugiesischen vorhanden sind, sie nicht immer dieselben Phoneme (oder Laute) repräsentieren. Zum Beispiel: <s> gibt im Mirandesischen die apicoalveolaren Zischlaute /s/ und /z/ wieder, im Portugiesischen hingegen die Zischlaute /s/ und /z/; <ch> repräsentiert die Affrikate /tʃ/ im Mirandesischen, wie im Asturianischen und Kastilischen, aber die Frikative /ʃ/ im Portugiesischen.

Ich zitiere im Folgenden zwei kurze Textbeispiele, die ein genaueres Bild über die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den orthographischen Normen der zwei asturisch-leonesischen Varietäten geben sollen:

Mirandesisch

Era ua beç un lhobo que benie de Spanha i passou pul molino de la raia onde ancuntrou un toucino. L lhobo cumo era fidalgo torciu l nariç i dixo:

- Más adelante ancuntrarei outra cousa melhor! [...]

Chegou a Caracosta i atrabessou la ribeira pal lhado de la canhada que inda nun éran huôrtas, era todo un balhe, i biu ua yêuga cun l sou potrico i dixo-le:

- Ah, yêuga, bou-te a comer l

Asturianisch

¿Qué fici yo, señora Lola, pa tener qu’aguantate? ¡Que nin dormir dexen a ún! Pela nueche, porque-yos da por roncar a los mosquitos... y agora, señora Lola, tolos días. Y esto, señora Lola, nun pue ser... ¡baráxoles! porque toi a puntu de volveme chifláu. Esto, señora Lola, nun se pue aguantar, pos... [...] Atrévome a llamate burra y cualquier otra cosa, menos muyer, que llamate muyer ye insultar al

tou potrico.
(Alves 1999: 23-24)

sexu mueril.
(González Álvarez 1997: 16)

Die *Convenção ortográfica* von 1999 wurde als eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des Mirandesischen (neben seiner Legitimierung) betrachtet, stieß jedoch nicht nur auf Zustimmung in der mirandesischen Sprachgemeinschaft (vgl. Martins 2005: 50). Die Gegengruppe, die aus Vertretern der bei der Ausarbeitung der (ortho-)graphischen Normen weniger berücksichtigten Südvarietät bestand, lehnte die orthographischen Normen aufgrund der nicht gleichberechtigten Behandlung der diatopischen Varietäten ab. Die schriftlichen Normen seien dem Sendinesischen nicht adäquat, da dessen Charakteristika in der *Convenção ortográfica* außer Acht gelassen worden seien. Auf der phonetischen Ebene sind dies (vgl. Fernandes 2003: 45-46): Inexistenz der steigenden Diphthonge [je] und [wo], reduziert auf [i] bzw. [u] im Sendinesischen (*tirra, purta* statt *tierra* 'Land', *puorta* 'Tür')⁴, fallender Oral-diphthong [uj] statt [i] in betonter Position (*buida* statt *bida* 'Leben'), Nasal-diphthonge [ãõ] (< lat. -ONE) anstelle von [õw] (*coraçãõ* '[kure'sãw] statt *coraçõn* [kure'sõw] 'Herz'), Inexistenz des Palatalen [ʎ] als Anlaut (*lobo* statt *lhobo* 'Wolf'), Palatalisierung der Velare [k] und [g] nach *i-* oder *in-* (*buicho* statt *bico* 'Schnabel'), Synkope des Velars [g] in dem Segment *-igo-* (*amio/amuio* statt *amigo* 'Freund'). Als Zeichen der Nichtakzeptanz publiziert Emílio Pires Martins kurz nach der Veröffentlichung der *Convenção ortográfica* das Gedichtbuch *La Proua de ser sendinês* mit einer Orthographie, die sich von den Normen der *Convenção* entfernt. Wie der Autor selbst erklärt, schrieb er „tal e qual como as pessoas falam, apanhando a essência do sendinês“, und nicht mit den orthographischen Normen der *Convenção*, weil diese „não se adequa ao sendinês“. Zusammen mit anderen Mirandesern plädiert er für die Autonomie des Sendinesischen („Penso que o sendinês deve ter a sua própria autonomia e espero que este livro seja um forte impulso nesse sentido“) aus der Überzeugung, dass sich diese Varietät stark vom Zentral- und Grenzmirandesischen unterscheidet („Na minha opinião e na de muitos contemporâneos, o sendinês é uma variante do mirandês que acabou por se distanciar desta língua e conseguiu características próprias que estão bem patentes no meu

⁴ Diese Diphthonge weisen fast von Dorf zu Dorf unterschiedliche Realisierungen auf: Sie sind z.B. in S. Martinho (im Norden des mirandesischen Gebiets) auf [e] und [o] reduziert, während sie im Nachbardorf Constantim als [je] und [o] realisiert werden (Ferreira/Marquilhas 2000: 2)

livro“ („Proua de ser sendinês“, in: *Mensageiro de Bragança*, 6.08.1999). Die kritische Reaktion der Sendineser blieb nicht folgenlos. Nach wiederholten Debatten um die „insuficiências que a própria aplicação da Convenção tem vindo a revelar“, an denen Mitglieder der Kommission und Vertreter des Sendinesischen teilnahmen, wurde die 1999 vorgeschlagene Rechtschreibung im folgenden Jahr durch eine *Adenda* korrigiert (Ferreira/Marquilhas 2000: 1-6). Von den verschiedenen Vorschlägen erhielten schließlich nur zwei die Zustimmung der Mehrheit der Teilnehmer an den Debatten: die Schreibung der Diphthonge [je] und [wo] zukünftig ohne Zirkumflex (also *tierra*, *puorta* anstelle von *tiêrra*, *puôrta*), weil diese Graphie verschiedene Realisierungen in der gesprochenen Sprache (einschließlich die Aussprache als [i] und [u], wie im Sendinesischen) ermöglicht, und die Schreibung der Wörter, die im Sendinesischen mit /l/ und nicht mit /ʎ/ anfangen, durch die Sendineser mit dem Graphem <l> (also *lobo* anstelle von *lbo*). Auf dieser Weise blieb die Graphie unitarisch⁵.

Statt den Diskussionen ein Ende zu bereiten, hat die *Adenda* die Polemik eher angespornt. In den Augen der Opposition entwerfe die „artificiosamente designada *Primeira Adenda*“ „um pretensio caminho apenas aparentemente conciliatório, mas de que, infelizmente, mais não resultaria que a confusão e consequentemente desarmonização entre estes dois distintos falares: o Mirandês e o Sendinês“ (Fernandes 2003: 116). In der Diskussion engagieren sich sowohl Mirandeser (unter ihnen der aus Sendim stammende Schriftsteller Amadeu Ferreira und der Pfarrer Moisés Pires aus Ifanes, der auch Mitglied in der Kommission für die Ausarbeitung der *Convenção ortográfica* war) als auch Sprachwissenschaftler (alle waren Mitglieder der Kommission). Zwischen 2000 und 2003 erschien eine Reihe von Artikeln in der Lokalpresse (in *Mensageiro de Bragança*⁶, *A Voz do Nordeste*⁷ und in der elektronischen Zeitung

⁵ Wie in der *Convenção ortográfica* wird auch in der ersten *Adenda* auf das Prinzip der einheitlichen Graphie viel Wert gelegt: „o princípio da unidade gráfica é tanto mais exigente quanto mais frágil e diminuta for a língua considerada. [...] Não é credível, à escala internacional, uma pequena língua que disponha de variedades de escrita para servirem apenas a população de um aldeia“ (Ferreira/Marquilhas 2000: 4).

⁶ Von den Artikeln und Briefen, die in dieser Zeitung erschienen, zitiere ich hier nur einige Titel: „Uma nota dissonante na harmonia de um encontro“ von Manuela Barros Ferreira (24.05.2002), „Que alternativa para o mirandês?“ (14.06.2002) vom mirandesischen Schriftsteller José Francisco Fernandes, „Também Mourinho distinguiu o sendinês do mirandês“ vom selben Autor (3.01.2003), „A verdade sobre o Mirandês e o Sendinês“, vom Pfarrer Moisés Pires (27.06.2003), „Mirandês: unidade ou divisão“ von Amadeu Ferreira (18.07.2003).

Diário de Trás-os-Montes) sowie ein Buch (Fernandes 2003), in denen ihre Autoren je nach ihrer Zugehörigkeit zu der Gegner- oder Verteidigergruppe der *Convenção* die Besonderheiten des Sendinesischen als genügenden Grund für seine „independência dialectológica“ und für eine Eigenkodifizierung betrachten oder aber die Zugehörigkeit des Sendinesischen zum Mirandesischen beweisen und die Vorteile einer Einheitsgraphie („uma escrita unitária“) für die Konsolidierung der Schriftsprache (als Distanzsprache) und für den Spracherhalt betonen (M. Ferreira 2003).

Die Bedeutung des Prinzips der Einheit für die Herausbildung und Konsolidierung einer Schriftsprache, das durch die Opposition als unadäquat abgelehnt wurde, wird in der Einführung zu der zweiten *Adenda* erneut unterstrichen:

[A] língua escrita, que é a melhor maneira de vencer as distâncias de espaço e de tempo, deve ser o mais unitária possível. Em Portugal, o português falado no norte, no sul ou nas ilhas adjacentes é diferente na pronúncia, mas escreve-se em todo o lado do mesmo modo. O mesmo princípio se deveria aplicar ao mirandês: máxima liberdade na fala, unidade máxima na escrita. Só assim se pode respeitar a identidade própria e, ao mesmo tempo, preservar a língua para o futuro. (Ferreira 2002a: 1)

Die zweite *Adenda*, ausgearbeitet durch den *Grupo de Estudo de Língua Mirandesa* (GELM)⁸ bringt keine Änderungen mehr in den orthographischen Normen von 1999. Ihr Ziel ist es, Regeln für die Anpassung der Entlehnungen aus dem Portugiesischen an das mirandesische Schriftsystem vorzuschreiben. Vorgestellt werden allerdings nur die Entlehnungen mit <x>, die gemäß den in der *Adenda* präskriptiven Normen als <ss> (etwa in *máximo* 'höchstens'), als <s> (etwa in *pretexto* 'Vorwand', *exagerar* 'übertreiben') oder als <x> (*xenofobia* 'Xenophobie') geschrieben werden soll. Obgleich die *Adenda* weitere Studien zur Anpassung der Neologismen verspricht, wurden seit 2002 keine mehr veröffentlicht.

Die Kodifizierung einer Sprache (oder Sprachvarietät) besteht nicht nur in der Ausarbeitung von orthographischen Normen eines Standards, sondern

⁷ In dieser Zeitung erschien z.B. der Artikel „O mirandês, minha língua-mãe“ von José Francisco Fernandes (4.06.2002)

⁸ Die Mitglieder des GELM sind António Bárbolo Alves, Amadeu Ferreira, Manuela Barros Ferreira und Domingos Raposo.

auch von Grammatiken, Lexika, Stil- und Lehrbüchern. Im Kodifizierungsprozess des Mirandesischen erfolgten allerdings kaum noch weitere Schritte: Es fehlen weiterhin eine normative Grammatik des Mirandesischen⁹, ein normatives Wörterbuch¹⁰ sowie didaktische Materialien für den Unterricht dieser Sprachvarietät in den Schulen von Miranda do Douro und Sendim. Die Inexistenz einer sprachplanerischen Instanz (eines Institutes oder einer Akademie) bedingt, dass sich die Kodifizierung sehr langsam materialisiert.

4. Anwendung der orthographischen Normen in Publikationen und Medien

Die in der *Convenção ortográfica* und in den zwei *Adenda* vorgeschlagenen überdialektalen (ortho-)graphischen Normen wurden in der Zwischenzeit von den meisten mirandesischen Schriftstellern angenommen und sprachpolitisch durch Institutionen wie die Schule und die Gemeinde verbreitet sowie auch (in geringem Maße) durch die Printmedien. Die Publikationen auf Mirandesisch vermehrten sich ganz offensichtlich nach 1999. Neben einer reichen Oralliteratur, die zum Teil in verschiedenen Bänden veröffentlicht wurde (Alves 1999, 2004; Niebro 2001; Ferreira 2002; Martins 2004) entwickelte sich in den letzten zehn Jahren quantitativ, aber auch qualitativ eine mirandesische Schriftliteratur, die aus Dichtung, kurzer Prosa und Theaterstücken besteht. Als Dichter etablierten sich José Francisco Fernandes (1998, 2002), Emílio Pires Martins (1999) und vor allem Francisco Niebro (2000, 2001, 2004, 2006), als Prosaschriftsteller vor allem António Bárbolo Alves (1964/2004, 2000) und als Dramatiker Marcus Miranda (2004)¹¹. Auch die Zahl der Übersetzungen ins Mirandesische wuchs bedeutsam dank Amadeu Ferreira und António Bárbolo Alves. Unter den Pseudonymen Marcus Miranda oder Francisco Niebro veröffentlicht ersterer Übersetzungen von Gedichten lateinischer Autoren (<<http://www.mirandes.no.sapo.pt>>), aus der Sammlung *Asterix* (*Asterix, L Gaulês*, 2005; *L Galaton*, 2007) sowie eine

⁹ Vasconcelos' *Estudos de philologia mirandesa*, die 1992 und 1993 durch die Gemeinde Miranda do Douro in *fac-simile* neu aufgelegt wurde, stellt bislang das einzige deskriptiv-normative Material dar.

¹⁰ Bislang erschien nur ein zweisprachiges Wörterbuch – *Pequeno Vocabulário Mirandês-Português* (2004, Miranda do Douro: Câmara Municipal de Miranda do Douro) – von Moisés Pires, S.D.B. In Vorbereitung ist auch ein elektronisches Wörterbuch von Amadeu Ferreira und José Pedro Cardona (www.terrademiranda.pt).

¹¹ Eine Liste der mirandesischen Schriftsteller und ihrer Publikationen zwischen 1996 und 2003 stellt Ferreira 2003b: 104-105 vor.

Übersetzung von *Os Lusíadas* des Nationaldichters Portugals Luís de Camões (*Ls Lusíadas*, Lisboa, 2010). Alves seinerseits ist der Übersetzer eines Kinderbuchs mit dem Titel *Ls Zoelas: guia infantil de ls castros e berrones* (2005, Palaçoulo). Weitere Bücher für Kinder erschienen in den letzten drei Jahren (Alves/Martins 2008, Ferreira/Magalhães 2009). Nach 1999 entstand auch Fachliteratur auf Mirandesisch. Alves (2000a, 2000b, 2008), A. Ferreira (2001, 2002, 2003b), Quarteu/Frias Conde (2002) veröffentlichten wissenschaftliche Aufsätze in Zeitschriften und Buchbeiträge.

In den Printmedien hat das Mirandesische nur eine symbolische Präsenz. Es gibt nach wie vor noch keine Zeitung in dieser Sprachvarietät und die Entstehung einer solchen Zeitung ist auch wenig wahrscheinlich. Die Präsenz des Mirandesischen begrenzt sich auf eine Seite in der regionalen Wochenzeitung *Jornal Nordeste* und auf eine Seite in der elektronischen Zeitung *Diário de Trás-os-Montes*. In der ersten wird seit dem 7. Januar 2003 regelmäßig die von Amadeu Ferreira herausgegebene mirandesische Seite *Tierra, gente y lbéngua* veröffentlicht. Sie besteht aus Chroniken, kurzen Erzählungen und Übersetzungen sowie häufig aus einer Liste mit ins Portugiesische übersetzten mirandesischen Wörtern. Auch in der nationalen Zeitung *O Público* schreibt Amadeu Ferreira seit 2004 monatlich Chroniken auf Mirandesisch. Darüber hinaus erscheint seit 2004 einmal pro Jahr die Schulzeitschrift *La gameta* (ungefähr 130 Seiten), herausgegeben von dem Mirandesischlehrer Duarte Martins, in der Gedichte, Erzählungen und humoristische Texte der Schüler von Miranda und Sendim veröffentlicht werden. Texte auf Mirandesisch werden sporadisch auch in andere kleine Schulzeitungen (mit jeweils ein Paar Seiten) inseriert, wie *Cartolinha*, *O correio de manhã* oder *O pequeno mirandês*.

Die Standardvarietät, die in der Schule unterrichtet wird, wird von vielen Mirandesischsprechern als unterschiedlich vom „authentischen“ Mirandesisch betrachtet: „O mirandês da escola é diferente do mirandês que se fala no dia-a-dia“; „Na escola nunca é este dialecto“ (Merlan 2009: 401). Mit der Standardisierung und Kodifizierung dieser Minderheitensprache scheint also eine neue Diglossiesituation entstanden zu sein, und zwar eine mediale Diglossie zwischen den diatopischen Varietäten des Mirandesischen, gesprochen von den älteren und/oder wenig gebildeten Personen, und dem Standard-mirandesischen, unterrichtet in der Schule, verwendet in den Publikationen und gesprochen von der jungen Generation und von gebildeten Personen.

Bibliographie

a) Primärquellen: Literatur und Fachtexte auf Mirandesisch:

- Alves, António Bárbolo (Coord.), 1999. *Literatura oral mirandesa*. Recuôlha de textos an mirandés. Porto: Granito.
- Alves, António Bárbolo, 2000a. „Literatura oral mirandesa“, in: Meirinhos (Coord.), 85-97.
- Alves, António Bárbolo, 2000. *Cuntas de la Tierra de las Faias*. Porto: Campo das Letras.
- Alves, António Bárbolo, 2003/2004. *L diabo que nun acreditaba no inferno / O diabo que não acreditava no inferno*. Lisboa: Apenas Livros.
- Alves, António Bárbolo, 2004. *Cuntas/Contos*. Lisboa: Apenas Livros.
- Alves, António Bárbolo, 2008. „La lhéngua mirandesa: ancruzelhadas i caminos de l último secló“, in: Morala Rodríguez, José R., (ed.). *Ramon Menéndez Pidal y El dialecto leonés (1906-2006)*. Instituto de la Lengua Castellano y Leonés, Colección Beltenebros, 295-323.
- Alves, António Bárbolo/ Martins, Duarte Manuel Mendes, 2008. *Las mies purmeiras palabras an mirandés*. Miranda do Douro: Centro de Estudos A. M. Mourinho.
- Fernandes, José Francisco, 1998. *Miranda yé la mie terra*. Palaçoulo: Edição do autor.
- Fernandes, José Francisco, 2002. *Miranda, mie Mirandica*. Guimarães: Editora Cidade Berço.
- Ferreira, Amadeu, 2001. „Modos de tratamento ne l mirandés de Sendin“, in: <<http://mirandes.no.sapo.pt/Bestudos1.html>>.
- Ferreira, Amadeu, 2002. „Statuto jurídico de la lhéngua mirandesa“, in: *Anclabes lbenguísticas na Ounión Ouropeia*. V. Simpósio de lhéguas ouropeias i legislaçones, Miranda do Douro, 25-28 de Abril de 2002. Barcelona: CIEMEN, 65-87.
- Ferreira, Amadeu, 2003b. „Notas d'antroduçon a la lhiteratura mirandesa“, in: *Ianua. Revista Philologica Romanica* 4, 97-113 (www.romaniaminor.net/ianua/ianua04).
- Ferreira, Amadeu, 2005. „L Regalengo de Palaçoulo ne l Secló XII (Studo de toponímia mediabal i de stória de la lhéngua mirandesa)“, in: *Brigantia. Revista de cultura*, Vol. XXV, Nr. 3/4 (Bragança), 73-102.
- Ferreira, Carlos, 2002. *Cuntas que me Cuntórun*. Lisboa: Instituto de Desenvolvimento Social.
- Ferreira, Carlos/ Magalhães, Paulo, 2005. *L miu purmeiro lhibro an mirandés / O meu primeiro livro em mirandés*. Lisboa: Editora Planeta Vivo.

- Ferreira, Carlos, 2002. *Lbonas, lindainas, sacadielbas, cuntas de camino y outras cuntas*. Sendim.
- González Álvarez, Arsenio, 1997. *Tres comedies*. Uviéu: Academia de la Llingua Asturiana.
- Martins, Duarte Manuel Mendes, 2004. *Bozges de l praino*. Recuolha de textos an lhiteratura oural mirandesa. Lisboa: Instituto de Desenvolvimento Social.
- Martins, Emílio Pires, 1999. *La proua de ser sendinês*. Sendim.
- Miranda, Marcus, 2004. *Falar para nun morrer*. Lisboa: Nordeste, Instituto de Desenvolvimento Social.
- Mourinho, António Maria, ²1983. „*Scôba frofida ã Agosto...*“ Liênda da Nôssa Senhora del Monte de Dúes Eigrêijas. Bragança: Escola Tipográfica.
- Niebro, Francisco, 2000. *Cebadeiros*. Porto: Campo das Letras.
- Niebro, Francisco, 2001. *Las cuntas de tiu Jouquin*. Porto: Campo das Letras.
- Niebro, Francisco, 2001. *L ancanto de las arribas de l Douro*. Edição: Instituto da Conservação da Natureza.
- Niebro, Francisco, 2006. *Pul atrobés de ls calbos / Por dentro dos calos*. Lisboa: Edições Fluviais.
- Niebro, Francisco, 2004. *Cula torna ampuosta quien quiera ara / Em cama feita qualquer um se Ajeita*. Lisboa: Tema.

b) Sekundärquellen:

- Academia de la Llingua Asturiana, 1981. *Normes Ortográfiques y Entamos de Normalización*. Uviéu (sechste überarbeitete Auflage 2005: *Normes ortográfiques*).
- Academia de la Llingua Asturiana, 1998. *Gramática de la Llingua Asturiana*. Uviéu (dritte Auflage 2003).
- Academia de la Llingua Asturiana, 2000. *Diccionariu de la Llingua Asturiana*. Uviéu.
- Born, Joachim, 1991. „Das Asturische. Die Normierung eines iberoromanischen Idioms“, in: Dahmen, Wolfgang/Gsell, Otto/Holtus, Günter/Kramer, Johannes/Metzeltin, Michael/Winkelmann, Otto, (Hrsg.). *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen*. Romanistisches Kolloquium V. Tübingen: Narr, 217-236.
- Cahen, Michael, 2009. *Le Portugal bilingue*. Histoire et droits politiques d'une minorité linguistique: la communauté mirandaise. Rennes: Presses Universitaires de Rennes.
- Cano González, Ana Maria, 1999. „Normalización e normativización do asturiano hoxe“, in: Fernández Rei, Francisco/Santamarina Fernandez, Antón, (eds.). *Estudios de Sociolingüística Románica*. Linguas e variedades

- minorizadas. St-Jacques de Compostelle: Universidade de Santiago de Compostela, 107-132.
- Faria, Isabel Hub, 1994. „Conclusões apresentadas na sessão de encerramento“, in: *Variação Linguística no Espaço, no Tempo e na Sociedade*. Actas do Encontro Regional da Associação Portuguesa de Linguística, Miranda do Douro, Setembro de 1993. Lisboa: Associação Portuguesa de Linguística/Edições Colibri, XIII-XIV.
- Fernandes, José Francisco, 2003. *Mirandês e Sendinês: Dois Falares*. Bragança (edição do autor).
- Ferreira, Albino J. Moraes, 1898. *Dialecto Mirandez*. Lisboa: Imprensa de Libanio da Silva.
- Ferreira, Amadeu, 2003a. „Mirandês: unidade ou divisão?“, in: *Mensageiro de Bragança*, 18.07.2003.
- Ferreira, Manuela Barros, 2000. „Em torno da Convenção ortográfica da língua mirandesa“, in: Meirinhos (Coord.), 55-68.
- Ferreira, Manuela Barros (Coord.), 2002a: „Para a Convenção ortográfica da língua mirandesa. Proposta de Adenda 2“. *Sítio de l Mirandês*, Centro de Linguística da Universidade de Lisboa, in: <http://mirandes.no.sapo.pt/LMRadendas.html>, 1-6.
- Ferreira, Manuela Barros, 2002b. „Uma nota dissonante na harmonia de um encontro“, in *Mensageiro de Bragança*, 24.05.2002.
- Ferreira, Manuela Barros/Raposo, Domingos, (Coord.), 1995. *Proposta de convenção ortográfica mirandesa*. Miranda do Douro: Câmara Municipal de Miranda do Douro.
- Ferreira, Manuela Barros/Raposo, Domingos, (Coord.), 1999. *Convenção ortográfica da língua mirandesa*. Miranda do Douro/Lisboa: Câmara Municipal de Miranda do Douro/Centro de Linguística da Universidade de Lisboa.
- Ferreira, Manuela Barros/Marquilhas, Rita, 2000. „Adendas a Convenção. Primeira Adenda“. *Sítio de l Mirandês*, Centro de Linguística da Universidade de Lisboa, in: <http://mirandes.no.sapo.pt/LMRadendas.html>, 1-6.
- Martins, Cristina, 2005. „O processo de normatização do mirandês“, in: Sinner, (Hg.), 39-58.
- Meirinhos, José Francisco, (Coord.), 2000. *Estudos Mirandeses: Balanço e orientações*. Homenagem a António Maria Mourinho. Porto: Granito.
- Meirinhos, José Francisco, 2000. „Obra e bibliografia de António Maria Mourinho (1917-1996)“, in: Meirinhos (Coord.), 31-52.

- Menéndez Pidal, Ramón, [1906]/³1990. *El dialecto leonés*. Colección Breviarios de la Calle del Pez 24. León: Talleres gráficos de Celarayn.
- Merlan, Aurelia, 2009. *El mirandés: Situación sociolingüística de una lengua minoritaria en la zona fronteriza portugués-española*. Uviéu: Academia de la Llingua Asturiana.
- Pusch, Claus D., 2005. „Normativer Hiat und Skripturalität. Die Problematik des Oralitätsprimats im Kontext der Standardisierung von Minderheitensprachen, dargestellt an galloromanischen Beispielen“, in: Sinner (Hg.), 21-38.
- Quarteu, Reis/Frías Conde, Xavier, 2002. „L mirandés: ua lhéngua minoritaira an Pertual“, in: *Ianua. Revista Philologica Romanica* 2, 89-105 (<<http://www.romaniaminor.net/ianua>>).
- Schmidt-Radefeldt, Jürgen, 1995. „Zur Konstituierung der sprachlichen Norm – das Galicische und seine Orthographie“, in: *Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft*, Heft 1: *Sprachnormen und Sprachnormwandel in gegenwärtigen europäischen Sprachen*. Rostock: Universitätsdruckerei Rostock, 217-226.
- Sinner, Carsten, (Hg.), 2005. *Norm und Normkonflikte in der Romania*. München: Gärtig Verlag.
- Vasconcelos, José Leite de, 1882. „O dialecto mirandês, notas glottológicas“, in: *O Penafidense*, Nr. 472, 473, 479, 482 und 483.
- Vasconcelos, José Leite de, 1900. *Estudos de Philologia Mirandesa*. Vol. I. Lisboa: Imprensa Nacional.
- Vasconcelos, José Leite de, 1901. *Estudos de Philologia Mirandesa*. Vol. II. Lisboa: Imprensa Nacional.
- Viana, Aniceto R. Gonçalves, 1894. „O Evangelho de S. Lucas traduzido em língua mirandesa“, in: *Revista de Educação e Ensino* IX, 151-152 und 500.

Der Beitrag der rumänischen zur französischen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert: Fallbeispiele

Heinrich STEHLER, Wien

Ob man von einer „großen“ und einer „kleinen“ Literatur spricht, von einer dominanten und einer dominierten, von der in einer Verkehrssprache und der in einer Territorialsprache – immer wird die erstere gegenüber der zweiten eine gewisse *natürliche* Gleichgültigkeit an den Tag legen. Das gilt auch für die „lateinischen Schwestern“ Frankreich und Rumänien. Adrian Marino erinnert sich:

S-a publicat în actele colocviului de la Roma (3-5 decembrie 1984), *Il Momento Eminescu* (Casa Editrice Eminescu, 1987), un studiu, convînător, pe texte, despre *Comparatisme et Réception: le cas d'Eminescu en France* de G. Barthouil. Autorul dovedește că recepția lui Eminescu în Franța este total inexistentă. Nici cu alți poeți români nu stăm deloc mai bine... (Marino 1995: 65f. Hervorhebungen im Original.)

Bei den Dichtern, Romanciers und Dramatikern, die vorübergehend oder beständig das Französische als Schriftsprache wählten¹, fällt auf, dass sie – abgesehen von Anna-Elisabeth de Noailles (1876-1933), die in Paris das Licht der Welt erblickte – stets erst im Zielland zur Kenntnis genommen wurden, ohne Berücksichtigung der literarischen Produktion im Herkunftsland. Eine Ausnahme scheint auf den ersten Blick Emil M. Cioran zu bilden, aber – dazu später – eben nur auf den ersten Blick.

¹ Zu denken ist an Alexandru Macedonski (1854-1920), Elena Văcărescu (1864-1947), Charles-Adolphe Cantacuzène (1874-1949), Panaït Istrati (1884-1935), Martha Bibescu (1889-1973), Tristan Tzara (1896-1963), Benjamin Fundoianu (1898-1944), Ilarie Voronca (1903-1946), Mircea Eliade (1907-1986), Eugen Ionescu (1909-1994), Emil M. Cioran (1911-1995), Gherasim Luca (1913-1994), Petru Dumitriu (geb. 1924), Isidore Izou (1925-2007), Dumitru Țepeneag (geb. 1937) und andere.

Was kann der Beitrag der rumänischen zur französischen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert sein; was ist ein „Beitrag“? Ein Anteil an der französischen Literatur, eine frankophone rumänische Literatur? Was wäre dann spezifisch „rumänisch“? So unterschiedlich die genannten Autorinnen und Autoren auch sind, so ist ihnen doch eines gemeinsam: der Wechsel der Schriftsprache. Dieser Sprachwechsel kann ein ästhetisches Potential entfalten, dem hier auf drei Ebenen nachgegangen werden soll: dem Beitrag zum Realismus (Panaït Istrati), dem Beitrag zur Moderne, unter die auch die historische Avantgarde fällt (Tristan Tzara, Gherasim Luca und Dolfi Trost), und dem Beitrag zum Postmodernismus (Dumitru Țepeneag). Eine abschließende Überlegung zu Cioran überschreitet den Kontext der Literatur im engeren Sinne.

Zum Bild Frankreichs für die Balkanvölker schreibt Istrati: „Elle nous empoisonne l’adolescence avec ses deux derniers siècles de philosophie et de littérature. Nous y croyons. Nous la prenons au mot. Et nous venons parfois, sous un train ou à pied, lui demander des comptes.“ (Istrati 1987 a: 25)

Dass dieser Weg Rechenschaft zuerst von ihm selbst forderte, bezeugen Istratis Schreibversuche auf französisch, über die er am 4. September 1922 brieflich an Romain Rolland berichtet:

Dix fois dans une journée je jetais ma plume pleurant de rage et prêt d’abandonner cette entreprise: lutter avec une langue si imparfaitement possédée; laisser sa plume en pleine vision pour un misérable accent grave qui est peut-être circonflexe; pour un r ou un l qui sont peut-être doubles; chercher, fouiller d’énormes dictionnaires pour trouver le verbe conjugué au temps qu’il me fallait – et puis, après avoir trouvé, ou, plus souvent, non trouvé la malediction qui m’était utile, être sûr que j’avais perdu l’idée qui m’était chère [...]. (Istrati 1987 b: 100)

Der Verlust des roten Fadens also! Panaït Istratis französischsprachige Texte – das hat zuletzt Svetlana Pallady-Bobeica in einer Straßburger Dissertation aufgezeigt (vgl. Pallady-Bobeica 2006-2007: 389, 438f., 451) – sind *mentale Übersetzungen* aus dem Rumänischen, bevor er sie in seine Ausgangssprache rückübersetzen wird.

Was behandelt diese Prosa? Nicht neu für die französische Literatur ist der Raum des Vorderen Orients (man denke an Flaubert und Loti), den Istratis alter ego Adrien Zografî durchstreift, wohl aber der der rumänischen unteren Donau, in dem Stadt (Brăila) und Land (Baldovinești) kollidieren und zur Entstehung einer spezifischen Vorstadtkultur (Comorofca) führen, die in

manchem an die römischen *borgate* Pasolinis erinnert. Nur erzählt Istrati auktorial im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts.

Aber es kollidieren nicht nur Kulturen, sondern auch Sprachkulturen. Die französischen Texte sind durchsetzt mit Wortfeldern einer noch weitgehend bäuerlichen Zivilisation, die als *rumänische* Fremdwörter, oft Turzismen², bestehen bleiben und nur in der phonetischen Umschrift dem Französischen angeglichen sind. Hinzu kommen *calques* rumänischer Phraseologismen und Sprichwörter auch dort, wo entsprechend Äquivalente der Zielsprachlichen Kultur zur Verfügung gestanden hätten.

Solche „Wörter aus der Fremde“, wie das Adorno in anderem Zusammenhang nennt, erfüllen unterschiedliche Funktionen für den Schreibenden und für den Lesenden. Für den Ersteren haftet ihnen die Aura des Einmaligen an, des Verlorenen und Unwiederbringlichen – unwiederbringlich auch nach Istratis Rückkehr nach Rumänien (aufgrund der sowjetischen Desillusionierung), weil sie im französischen Spätwerk sich verlieren oder im selbstübersetzten *zweiten Original* in ihre tradierte Konventionalität zurückfallen. Für den Letzteren, den Leser, ähnelt, um Adorno wieder aufzunehmen, der „Drang zu den Wörtern aus der Fremde [...] dem zu ausländischen, womöglich exotischen Mädchen; es lockt eine Art Exogamie der Sprache, die aus dem Umkreis des Immergleichen, dem Bann dessen, was man ohnehin ist und kennt, heraus möchte.“ (Adorno 1974: 218)

Exogamie auch der Literatur, die in den *années folles*, als Istrati ein Bestsellerautor war, mit der nationalen Sprache auch den Großen Krieg vergessen wollte, den sie mit vorbereiten half. Die Freiheit von Konventionen und dem Druck der Norm, der Ausbruch aus gesellschaftlichen Rollenzwängen und die Sucht nach Leben sind die Eckpfeiler, die die französische Rezeption Istratis in den Zwanziger Jahren bestimmen.

Um die Freiheit von Konventionen als die von poetischen und um die Freiheit vom Druck der Norm als die von der Sprachnorm ging es auch Tristan Tzara (alias Samuel Rosenstock), dessen dadaistische Texte konsequent antimimetisch sind – das unterscheidet sie von denen Istratis. Wenn Călinescu 1941 kategorisch behauptet: „Tristan Tzara n-a făcut dadaism în românește“ (Călinescu 1982: 887), so gilt das nur bedingt und steht im Gegensatz zu einer brieflichen Äußerung Tzaras gegenüber Sașa Pană (Pseud.

² neben Slawismen und Gräzismen, die Istrati in seinen Selbstübersetzungen auch dort beibehält, wo romanische Neologismen eine Alternative gewesen wären: Er wählt stets die populärere Variante.

für Alexandru Binder) vom 17. 1. 1934, als letzterer eine Ausgabe von dessen frühen rumänischen Gedichten plant:

Le titre „Poèmes d'avant-dada“ laisserait supposer une espèce de rupture dans ma personne poétique si je puis m'exprimer ainsi, due à quelque chose qui se serait produit en dehors de moi (le déchaînement d'une croyance simili-mystique, pour ainsi dire: dada) qui à proprement parler n'a jamais existé, car il y a eu continuité par à-coups plus ou moins violents et déterminants, mais continuité et entre-pénétration quand-même, [...]. (Tzara 1971: 121)

Tzaras rumänische Produktion (abgesehen von den ganz frühen symbolistischen Versuchen) nennt noch beim Namen, was in die im eigentlichen Sinne dadaistischen Texte als *Technik* eingehen wird: Da ist die Lust am Choc („Înserează“, 1913, selbstübersetzt 1916; „Vino cu mine la țară“, 1915), da ist der auch im Französischen aufrechterhaltene alltagssprachliche Gestus („Glas“, 1914), das die *écriture automatique* vorbereitende freie Assoziieren („Îndoiești“, 1914-1915) und schließlich die Verhinderung der Lesereinführung durch Kenntlichmachen der Fiktion als solcher („Cântă, cântă mai departe“, o. J.).

E o neglijanță voluntară a ceea ce ar însemna în accepție comună „profunzime a sentimentului“, „înfiorare în fața tainelor existenței“ etc., noțiuni foarte dragi poezilor tradiționaliști. (Pop 1969: 154)

Die oben angeführten Merkmale werden auf den dadaistischen Soiréen in Zürich – Tzara übernimmt dort den französischen Part – radikalisiert: als Interpolation selbstübersetzter rumänischer Texte³, als Simultangedicht oder

³ So geht strophentauscht „S-a rotit“ (o. J.) in die Partitur „L'amiral cherche une maison à louer“ vom 31. 3. 1916 ein, im selben Jahr noch modifiziert in die Kurzprosa „Écroulement“. „S-a rotit în jurul farului aureola păsărilor albăstrite/În jumătăți de întuneric sfredelind depărtarea vapoarelor/Și au căzut în apă ca rămășițele arhangeliilor/[...]/Numai trenul își târește aburii/Ca goana animalului rănit, cu măruntaiele zdrobite“ (Tzara 1971: 61f.) wird „Le train traîne la fumée comme la fuite de l'animal blessé aux intestins écrasés/Autour du phare tourne l'aurole des oiseaux bleuillis en moitiés de lumière vissant la distance des bateaux. Tandis que les archanges chient et les oiseaux tombent“, verändert in „Écroulement“ zu „tandis que les archanges se purgent et les oiseaux accélèrent la menstruation par des moyens artificiels et cachés.“ (Resp. Tzara 1996: 320f. und 297)

poème simultané mehrsprachiger Sprecher (Richard Huelsenbeck, Marcel Iancu, Tristan Tzara), die gleichzeitig deutsch, englisch und französisch rezitieren und so Kunst als Individualschöpfung negieren, schließlich als instrumental gestützter *bruitisme*, als „Krach“, der den Lautkörper aufwertet zum Nachteil der Wortbedeutung. Die Textsemantik wird zerschlagen. „Ihre Gedichte sind ‚Wortsalat‘“, so Benjamin im „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ über die Dadaisten, „sie enthalten obszöne Wendungen und allen nur vorstellbaren Abfall der Sprache.“ (Benjamin 1974: 502)

Es soll hier Tzaras Weg nicht weiterverfolgt, sondern nur auf zwei zusätzliche Aspekte hingewiesen werden. Zum einen mit Ovid. S. Crohmălniceanu auf den Sachverhalt, dass die Mehrzahl der rumänischen Avantgardisten Juden sind. (Vgl. Crohmălniceanu 2001) Durch frühe staatliche Diskriminierung ist ihre Lebenswelt eine städtische; aufgrund von Berufsverboten prädisponiert der Handel mit disparaten Objekten zur Heterogenität von Collage oder Montage; schließlich lässt die Anpassung an wechselnde Kulturen und Sprachen letztere viel eher zum Material werden denn zum Ausdruck kollektiver Identität. Das gilt auch für Tzara, an dessen Vortrag „La dialectique de la poésie“, Ende 1946 in Bukarest gehalten, zum anderen erinnert sei. In Teilen mutet er an wie eine Replik auf das surrealistische Manifest aus dem Vorjahr „Dialectique de la dialectique“ von Gherasim Luca (eigentlich Salman Locker) und Dolfi Trost, die beide der Stalinismus vertrieb. Unter Anspielung auf den exakten Breitengrad Bukarests heißt es dort: „Nous nous adressons à nos amis surréalistes, dispersés dans le monde entier, et, comme dans les grands naufrages, nous leur indiquons notre position exacte, à 44° 5' de latitude nord et 26° de longitude est.“ (Luca, Trost 1995: 68) Es führte zu weit hier darzulegen, inwiefern der rumänische Nachkriegs-surrealismus sehr wohl eigene Positionen gegenüber dem französischen entwickelt hat (vgl. Bochmann/Stiehler 2010: 192); nur soviel: Luca und Trost wie Tzara berufen sich auf Hegel, Marx und Freud, aber während die ersten beiden ihr Tun in einer „opposition continue envers le monde entier et envers lui-même“ (Luca, Trost 1995: 71) sehen, verwirft der Letztgenannte seine Anfänge als „révolte individuelle, anarchique et improductive“ (Tzara 1947: 68), gemessen an den kollektiven Aktionen der Arbeiterparteien.

Die trieben bekanntlich manche ins Exil, und das bei ganz unterschiedlicher politischer Couleur. Den exilierten Schriftstellern gemeinsam ist die Notwendigkeit eines Selbstfindungsprozesses zwischen Erst- und Zweitsprache, zwischen dem Leserkreis des Herkunfts- und dem des Ziellandes, zwischen Schreibtechniken verschiedener Räume. Als drei Alternativen kultureller Identitätswahrung nennt Eva Behring die bewusste Integrationsverwei-

gerung, die Akzeptanz einer doppelten, oft zwiegespaltenen Identität und die auch sprachlich konsequente Assimilation an die Zielkultur. (Vgl. Behring 2002: 73) Dumitru Țepeneag (frz. D. Tsepeneag), seit 1975 durch Aberkennung der rumänischen Staatsbürgerschaft fest in Paris, verkörpert den mittleren Typus, wenn er seine rumänische Prosa von Alain Paruit ins Französische übersetzen lässt, mit „Roman de Gare“ (1985) und „Pigeon vole“ (1989, unter dem Pseud. Ed Pastenague) selbst ins Französische wechselt, um dann wieder zu seiner Erstsprache zurückzukehren. Am Anfang der schriftsprachlichen Wende steht „Le Mot sablier-Cuvântul nisiparniță“ von 1984, ein „Roman“, wenn man ihn denn so nennen will, der rumänisch beginnt, die Sprachen mischt und französisch endet, so dass sein Zielpublikum eigentlich nur ein frankophones rumänisches sein kann. (Vgl. Bârna 1998: 179)

„Que la littérature soit appelée à périr, c'est possible et meme souhaitable“ (Țepeneag 1994: 10), stellt Țepeneag Cioran seinem Text als Motto voran. Damit kann so gut die eigene rumänischsprachige gemeint sein wie die des mimetischen und Sozialistischen Realismus, gegen die erstmals der *nouveau roman* Sturm gelaufen war. Und den kannte der ehemalige Oniriker⁴ Țepeneag. Der eminente *Postmodernismus* von „Le Mot sablier“ liegt im Collagen- wie im Echocharakter. Der „Roman“ zitiert sich nach dem *principle of little variation* in zwei Sprachen: „Donc la figure du livre est le sablier. Ce qui exigerait (– wohlgemerkt im Konditional! –) une structure en écho: c'est-à-dire retrouver tous les grains de sable (thèmes, éléments épiques, personnages, etc.) qui s'écoulent doucement du vase supérieur dans le vase inférieur.“ (Țepeneag 1994: 73)

Dazu werden unverbunden, also ohne Linearität, Fragmente aneinandergereiht: eine abwaschende Frau, Ausschachtungen durchführende Häftlinge, ein desertierender Soldat, Luxusdampfer beobachtende Grenzposten am Meer, Stammtischgespräche auf rumänisch und mehr noch auf französisch, die im Sinne des Textualismus das Entstehen des Romans, *dieses* Romans, zum metaliterarischen Thema haben. Man kann allerdings die szenischen Versatzstücke des weitgehend interpunktionslosen Textes auch als *Parabel* lesen: Dann stünden die Häftlinge für die Folter des Schreibens in der Zweitsprache, die Grenzer für die Sprachgrenze, der Deserteur für den „Verräter“ an der Erstsprache und ein gewisser Paul für Țepeneags französischen Verlag P.O.L.:

⁴ Die Oniriker (griech. *oneiros*: Traum) stellten unter erheblicher Veränderung surrealistischer Techniken die einzige Avantgardegruppierung im rumänischen sozialistischen System.

se gândește la ce-o să zică Paul. primele capitole i-au plăcut cel puțin așa a declarat. de ce ar fi mințit. se așază din nou la masă răsfoiește paginile deja traduse și știe că n-o să șteargă nimic chiar dacă nu-i place. soarbe din când în când din pahar recitește la întâmplare: comme je me l'étais proposé hypocrite révérence l'antichambre de la langue française (ça c'est pas mal) que j'échappe à cette femme qui lave la vaisselle celui qui la regarde de dos voit son fessier ses hanches fortes qui remuent avec retenue ainsi que ses larges pieds sur le plancher d'une propreté douteuse l'observe avec fascination s'attarder longuement à chaque verre et alors comment ne pas penser si quoi que nous fassions nous ne sommes pas condamnés à besogner toute notre vie sur un seul et même interminable palimpseste (Țepeneag 1994: 60)

Bei aller Spracharbeit erkennt der bilinguale Erzähler-Autor, dass er in der *antichambre* des Französischen verharren muss. Es gelingt ihm nicht, die Erstsprache und die an ihre Wörter gebundenen Konnotationen – Țepeneag spricht von Phantasmen (vgl. Țepeneag 1994: 11, 33, 72) – auszulöschen. Dafür steht hier das Bild des Palimpsestes wie dort das des Echos. Das Rumänische schimmert durch; das französische Echo aber verfremdet und verzerrt die Stimme. „une autre langue où il renaîtra innocent“ (Țepeneag 1994: 33), bleibt dem Schriftsteller im Exil verschlossen.

Es ist hier nicht der Ort zu diskutieren, warum das bei Cioran anders ist, den Eva Behring dem seltenen dritten Typus der „kategorischen und expliziten Zurückweisung der kulturellen Ursprünge“ (Behring 2002: 73) zuordnet. Es sei lediglich auf eine neuere Untersuchung von Magda Jeanrenaud (Iași) hingewiesen, die die „Réticences de la traduction“ betrifft: „comment on a traduit en français l'œuvre de Cioran“ (Jeanrenaud 2007: 147-167). Gemeint sind Teile des von Cioran nachträglich minimalisierten Frühwerks, genauer: die von Sanda Stolojan 1986 und 1990 vorgelegten Übersetzungen von „Lacrimi și sfinți“ (1937) – „Des larmes et des saints“ und „Pe culmile disperării“ (1934) – „Sur les cimes du désespoir“. Auf makro- wie mikro-textueller Ebene stellt Jeanrenaud eine Zurücknahme des von Nietzsche, Spengler und der deutschen Lebensphilosophie geprägten frenetisch-exaltierten Stils fest durch Überarbeitungen, Verkürzungen und Auslassungen der verschiedensten Art. Vorausgesetzt werden können das Einverständnis des Autors und die Billigung des Verlages (Les Éditions de l'Herne). „Pour ma part“, so Magda Jeanrenaud,

je crois déceler dans cette technique de l'omission généralisée au point d'altérer, voire d'annuler la portée de tout autre procédé de traduction, un projet qui acquiert tout son sens dès qu'on l'associe à la *figure de la réticence*, et même d'une double réticence: *réticence idéologique* dans le parti-pris de "construire" un Cioran aussi conforme que possible au Cioran français; *réticence esthétique*, dans le désir d'ajuster les textes roumains selon la poétique dont sont issus les textes français. (Jeanrenaud 2007: 161. Hervorhebungen im Original.)

Diese *réticences* könnten mit Lucian Blagas 1936 vorgenommener und ideologisch ausgenutzter (vgl. Thierfelder 1943: 91) Unterscheidung sog. *modellierender* von *katalytischen Einflüssen* in Verbindung gebracht werden. Der modellierende Einfluss stehe, so Blaga, für die französische Kultur, die die rumänische auffordere: Sei wie ich! Der katalytische (substanzerhaltende) Einfluss stehe für die deutsche Kultur, die die rumänische auffordere: Sei wie du! „Cultura franceză e ca un maestru, care cere să fie imitat; cultura germană e mai curând un dascăl, care te orientează pe tine însuși.“ (Blaga 1969: 243) Man weiß, wo Blagas Sympathien lagen. Sein Ansatz scheint aber für das Frühwerk Ciorans zu greifen, das in Frankreich nach dem späteren Übersetzungspolitisch „modelliert“ wurde.

Zurück zur anfänglichen Fragestellung: Worin liegt das „Eigene“, das die rumänische Literatur zur französischen beiträgt? Joseph Kessel, selbst ein schriftstellerischer „Immigrant“, der Istrati bevorwortete, hält dafür, dieser habe das Französische „verjüngt“: „Rien de plus simple, de plus naturel que son style“ (zit. nach Covaci 1981: 61) – das gilt selbst noch für Istratis Abrechnung mit Sowjetrussland im Jahre 1929. (Vgl. Istrati 1987 a) Benjamin sagt den bunt zusammengewürfelten Dadaisten und damit auch Tzara „obscöne Wendungen und allen nur vorstellbaren Abfall der Sprache“ (Benjamin 1974: 502) nach. Adrian Marino sieht im Vorwort zu „Cuvântul nisiparniță“ Țepeneag „foarte aproape de oralitate și chiar de argou.“ (Țepeneag 1994: 5) Vielleicht ist das ein möglicher Beitrag der rumänischen zur französischen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert: verschriftete Oralität, Pseudooralität, die Überschreitung und Sprengung ästhetischer Normen einer seit langem kodifizierten Schriftlichkeit.⁵

⁵ Der vorliegende Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Autor auf der Tagung des Balkanromanistenverbandes in Leipzig am 14. 5. 2010 gehalten hat.

Bibliographie

- Adorno, Theodor W., 1974. *Noten zur Literatur*. Gesammelte Schriften 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bârna, Nicolae, 1998. *Țepeneag*. Introducere într-o lume de hârtie. Bukarest: Editura Albatros.
- Behring, Eva, 2002. *Rumänische Schriftsteller im Exil 1945-1989*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Benjamin, Walter, 1974. *Gesammelte Schriften I. 2*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blaga, Lucian, 1969. „Influențe modelatoare și catalitice“, in: Blaga, Lucian, 1969. *Trilogia Culturii*. (Orizont și stil, Spațiul mioritic, Geneza metaforei și sensul culturii.) Cuvânt înainte de Dumitru Ghișe. Bukarest: Editura pentru Literatura Universală, 240-254.
- Bochmann, Klaus/Stiehler, Heinrich, 2010. *Einführung in die rumänische Sprach- und Literaturgeschichte*. Bonn: Romanistischer Verlag.
- Călinescu, G(eorge), 1982. *Istoria literaturii române de la origini până în prezent*. Ediție și prefață de Al. Pîru. Bukarest: Minerva.
- Covaci, Vasile, 1981. „Expressions et locutions roumaines dans les écrits de Panaït Istrati“, in: *Cahiers roumains d'études littéraires*, 1/1981, 54-63.
- Crohmălniceanu, Ovid S., 2001. *Evreii în mișcarea de avangardă românească*. Text îngrijit, adnotat și prefațat de Geo Șerban. Bukarest: Editura Hasefer.
- Istrati, Panaït, 1987 a. *Vers l'autre flamme*. Après seize mois dans L'U.R.S.S. Confession pour vaincus. Paris: Gallimard.
- Istrati, Panaït, 1987 b. “Correspondance Panaït Istrati – Romain Rolland (1919-1935)”, in: *Cahiers Panaït Istrati*, 2-3-4/1987, 99-102.
- Jeanrenaud, Magda, 2007. “Réticences de la traduction: comment on a traduit en français l'œuvre de Cioran”, in: Michel, Jacqueline/Braester, Marlena (éds.), 2007. *La reticence dans des écritures poétiques et romanesques contemporaines*. Paris, Bukarest, Jerusalem: Est, 147-167.
- Luca, Gherasim/Trost (Dolfi), 1995. “Dialectique de la dialectique. Message adressé au mouvement surréaliste international”, in: *Le Rameau d'Or*, 2 (3)/1995, 68-76.
- Marino, Adrian, 1995. *Pentru Europa*. Integrarea României. Aspecte ideologice și culturale. Iași: Polirom.
- Pallady-Bobeica, Svetlana, Année universitaire 2006-2007. *Parémiologie dans l'œuvre de Panaït Istrati*. Straßburg: Université Marc Bloch-Strasbourg II. (Unv. Diss.)

- Pop, Ion, 1969. *Avangardismul poetic românesc. Eseuri*. Bukarest: Editura pentru Literatură.
- Thierfelder, Franz, 1943. *Ursprung und Wirkung der französischen Kultureinflüsse in Südosteuropa*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Țepeneag, Dumitru, 1994. *Cuvântul nisiparniță*. Bukarest: Editura Univers.
- Tzara, Tristan, 1947. *Le surréalisme et l'après-guerre*. Paris: Nagel.
- Tzara, Tristan, 1971. *Primele poeme și Insurecția de la Zürich, prezentată de Sașa Pană*. Bukarest: Cartea Românească.
- Tzara, Tristan, 1996. *Dada est tatou. Tout est dada*. Introduction, établissement du texte, notes, bibliographie et chronologie par Henri Béhar. Paris: Flammarion.

REZENSION

Erfurt, Jürgen/Amelina, Maria, 2011. *La francophonie*. Bibliographie analytique de la recherche internationale 1980-2005. Frankfurt/Main u.a.: Lang, 763 S.

Der Begriff *francophonie* bezeichnet mehrerlei. Als *francophonie* mit kleinem f steht er für den über alle fünf Kontinente verteilten französischen Sprachraum, in dem viele Millionen Menschen Französisch als Mutter- oder Zweitsprache, als National-, Amts-, Distanz- und/oder Nähesprache verwenden. Dabei zeigen sie in Summe ein breites Spektrum an Kompetenzstufen, deren Beschreibung grobgliedernd zwischen *francophones*, das sind Sprecher mit einer höheren, und *francisants*, Sprecher mit einer niedrigeren Kompetenz, unterscheidet. Das *Frankreich-Lexikon* (2005) spricht der *francophonie* mit kleinem f auch eine körperschaftliche Facette zu, konkret den „[...] nicht (zwischen)-staatlich-institutionell überformten Bereich, in dem ca. 600 Vereine und Verbände aktiv sind [...]“.

Als *Francophonie* mit großem F steht der Begriff für ein zwischenstaatliches Geflecht aus Organisationen, Beziehungen und Veranstaltungen von « pays ayant en commun l'usage du français », das Anfang der 1960er Jahre aus dem Bemühen Frankreichs und zahlreicher ehemaliger französischer Kolonien heraus entsteht, untereinander nach dem Ende der Kolonialzeit engere politische, kulturelle und ökonomische Beziehungen aufrechtzuerhalten. Von Frankreich anfänglich als eher bilaterale Interessens- und Aktionsgemeinschaft konzipiert, in der die Aufnahme neuer Mitglieder vor allem in Funktion französischer Wirtschafts- und Machtinteressen und unter Absehung von demokratiepolitischen Defiziten einzelner Kandidaten erfolgt, wird sie im Rahmen ihrer sukzessiven Erweiterung zunehmend multilateral, demokratiepolitisch sensibler und ist mit wohl bald 75 Mitgliedsstaaten in ihrem Dachverband OIF (*Organisation de la Francophonie*) inzwischen zu einem globalen Akteur geworden. Durch die massive Aufnahme von Ländern, in denen das Französische kaum über den Rang eines schulisch erworbenen Bildungsgutes hinauskommt – so sind im Oktober 2010 auf dem letzten Frankophoniegipfel in Montreux die Arabischen Emirate, Bosnien-Herzegowina, die Dominikanische Republik, Estland und Montenegro als *Etats observateurs* aufgenommen worden – verliert das Französische als gemeinsam benutzte Sprache an integrativer Bindewirkung. In der Folge wird Interessenskonvergenz verstärkt auch über

Themenfelder wie Demokratisierung, Rechtsstaatlichkeit, kulturelle Pluralität und Umweltschutz formuliert.

Darüber hinaus ist die Frankophonie natürlich und vor allem ein riesiger Lebensraum, dessen sprachliche, literarische, soziale, politische und ökonomische Entwicklungen Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Forschung sind. Das schafft Bedarf an Orientierung und Übersicht und macht die von Jürgen Erfurt und Maria Amelina zusammengestellte Bibliographie zu einem hochwillkommenen Wegweiser. Der Berichtszeitraum der 7273 referierten Titel umfasst 25 Jahre. In ihrer ausführlichen Einführung begründen die Verfasser den Einstieg im Jahre 1980 mit der sich in dieser Zeit intensivierenden und diversifizierenden Forschung und einem vor allem im deutschen Sprachraum zunehmenden Interesse der universitären Lehre am Thema *Frankophonie*. Sicherlich unter besonderer Berücksichtigung des Letztgenannten bemühen sie sich im Aufbau ihrer Bibliographie um eine Systematik, die die an wechselnden thematischen Konjunkturen, Umorientierungen und Mäandern reiche Geschichte der Frankophonieforschung ebenso zum Ausdruck bringt wie die Fülle ihrer disziplinären Verzweigungen. Als wichtigste Determinante ihrer aktuellen Entwicklung benennen sie die Globalisierung mit ihren Auswirkungen auf das Französische als Weltsprache, auf die Selbstwahrnehmung der Frankophonie als Wertegemeinschaft und damit auf den Fokus der Forschung, zum Beispiel im Umgang mit Themen wie Migration, Négritude, Feminismus oder Postkolonialismus.

Die thematische Zusammenstellung der präsentierten Titel erfolgt auf zwei Ebenen. In der Horizontalen finden wir eine dreischrittige Gliederung in geokulturelle Großräume (wie Nordamerika, Maghreb oder subsaharisches Afrika), in Staaten (Kanada, Schweiz, Senegal etc.) und in Regionen (Québec, Louisiana, Martinique usw.), und quer dazu, gewissermaßen in der Vertikalen, das Spektrum der räumlich zugeordneten Fachliteratur, wobei sich die Differenziertheit der Gliederungspunkte notwendig am Volumen der einschlägigen Titel orientiert. Es gibt jedoch einen wiederkehrenden Kernbestand an Schlagworten. Zu ihm gehören: *Introductions et aperçus généraux; communication, médias et cinéma; culture, civilisation et identité; économie, finances, gestion et transport; éducation; folklore et traditions; géographie et voyages; histoire, généalogie, mémoire et témoignages*. Es folgen die beiden Großbegriffe *langue* und *littérature* mit einer entsprechend differenzierten Binnengliederung. Wie eine solche aussehen kann, sei am Beispiel *Belgien* veranschaulicht. Hier finden wir unter dem Hauptschlagwort *langue* die folgende Kette von Unterschlagworten: *bibliographies; encyclopédies, dictionnaires et répertoires; introductions et aperçus généraux; acquisition et éducation linguistique; économie et écologie linguistique; français langue étran-*

gère/français langue seconde; histoire de la langue; langue et identité; langue et littérature; langue et société; langue parlée; langue, psychologie et cognition; langues minoritaires; lexicque et lexicographie; méthodologie et histoire disciplinaire; phonologie et grammaire; pluri-linguisme et contact des langues; politique, aménagement linguistique et standardisation, terminologie, toponymie et anthroponymie; traduction; variation linguistique.

Neben der umfangreichen und fundierten bibliographischen Übersicht über die Forschungen zu den verschiedenen *Espaces francophones* liefert das Buch von Erfurt und Amelina einen ausführlichen *Inventaire des revues relatives aux études francophones*, eine Aufstellung wissenschaftlicher Literatur zu bedeutenden *Personnalités* aus Geschichte und Gegenwart, die die Frankophonie repräsentieren bzw. mit ihr in Verbindung stehen sowie ein Kontingent an *Concepts et ideologies*, zu denen im Kontext der Frankophonie in den Jahren 1980-2005 geforscht wird. Dabei zeigt die Frequenz und Datierung der Publikationen sehr schön auf, auf welche Themenfelder sich die jüngere Forschung konzentriert und wann welchen Themen dabei eine besondere Konjunktur erleben. Die *Concepts et ideologies* mit den meisten bibliographischen Einträgen sind: *altérité et identité; colonialisme et (néo-)postcolonialisme; coopération et développement; gender et féminisme; migration, minorisation et marginalisation; multiculturalisme et diversité* sowie *urbanité et urbanisation*.

Welche inhaltliche Entwicklung die Bearbeitung der zentralen Themenfelder der Frankophonieforschung durchläuft, ist Gegenstand des ebenso nützlichen wie benutzerfreundlichen Kapitels 7 (*Analyse qualitative*) der umfangreichen Einleitung. Hier diagnostizieren die Verfasser etwa im Bereich *langue et littérature* eine deutliche Akzentverschiebung von formallinguistischen hin zu gesellschaftspolitisch und konfliktlinguistisch ausgerichteten Arbeiten und in der literaturwissenschaftlichen Forschung einen besonderen Akzent auf Studien zur Emanzipation und Bestimmung der Eigenwertigkeit frankophoner Literatur *hors de France* gegenüber der hexagonalen, darüber hinaus in beiden Disziplinen eine intensive Beschäftigung mit dem Phänomen des Postkolonialismus.

Etwas gewöhnungsbedürftig ist der Umgang mit der *table des matières*, was vor allem daran liegt, dass trotz der Fülle an Einträgen Haupt- und Unterstrichwörter die gleiche Schriftgröße haben. Ansonsten ist die Bibliographie ein absolut gelungenes wissenschaftliches Hilfsmittel, dem ein rascher Eingang in die romanistischen Bibliotheken und die Regale der FachwissenschaftlerInnen zu wünschen ist, und in Bälde eine zweite Auflage, in der dann auch die vorliegende Zeitschrift, die im Buch ja vielfach als Publikationsort frankophoner Studien aufscheint, Eingang in den *Inventaire des revues relatives aux études francophones* findet.

Autorinnen und Autoren in diesem Heft

Peter Cichon

Institut für Romanistik,
Universität Wien
Spitalgasse 2, Hof 8
A-1090 Wien
peter.cichon@univie.ac.at

Barbara Czernilofsky

Institut für Romanistik,
Universität Wien
Spitalgasse 2, Hof 8
A-1090 Wien
barbara.czernilofsky@univie.ac.at

Xavier Frias Conde

Filologia Galego-Portuguesa
Fac. de Filologia. UNED
C/ Senda del Rey 7
E-28040 Madrid
xfrias@flog.uned.es

Georg Kremnitz

Institut für Romanistik,
Universität Wien
Spitalgasse 2, Hof 8
A-1090 Wien
georg.kremnitz@univie.ac.at

Aurelia Merlan

Ludwig-Maximilians-Universität
München
Institut für Romanische Philologie
Ludwigstraße 25
D-80539 München
aurelia.merlan@romanistik.uni-muenchen.de

Heinrich Stiehler

Institut für Romanistik,
Universität Wien
Spitalgasse 2, Hof 8
A-1090 Wien
heinrich.stiehler@univie.ac.at

Elisabeth Wippel

Centro linguistico di Ateneo
Università degli Studi di Napoli
„Federico II“
Via Mezzocannone 16
I-80134 Napoli
elisabeth.wippel@unina.it

QVR

Quo vadis, Romania?
Romanistik-Verein

Restexemplare!

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Themen:

- Nr. 6, Jg. 1995: Landeswissenschaften in der Romanistik: Praxis- Probleme-
Perspektiven
- Nr. 14, Jg. 1999: luso-brasilianidade, italianità, francité, romanitate: Konzepte
kollektiver Identität in Diskussion
- Nr. 15/16, Jg. 2000: Erinnern und Vergessen – nationale Gedächtnisorte in der
Romania
- Nr. 17, Jg. 2001: Exil in/aus der Romania – Beispiele aus dem 20. Jahrhundert
- Nr. 18/19, Jg. 2001/02: Deutschsprachige Rumänistik heute: Gesellschaft –
Sprachen – Literaturen
- Nr. 20, Jg. 2002: Sprache im Raum
- Nr. 22, Jg. 2003: 20. Wochenendseminar in Payerbach
- Nr. 23, Jg. 2004: Sprachen im Recht?
- Nr. 24, Jg. 2004: Die Sprachen der Avantgarde
- Nr. 25, Jg. 2005: Politische Semantik in der Romania – Das Besetzen von Be-
griffen und Räumen
- Nr. 26, Jg. 2005: Kriminalromane – Von der Trivialliteratur zur konsekrierten
Literatur
- Nr. 27, Jg. 2006: Zwischen Postkolonialismus und Selbstbestimmung: Mehr-
sprachigkeit und Sprachenpolitik im heutigen Afrika
- Nr. 28, Jg. 2006: Grenzenlose Wissenschaft – Arbeiten zwischen Philologie und
Soziologie
- Nr. 29, Jg. 2007: Neue Herausforderungen für die Romanistik. Bilanz der
ECTS-Folgetagung in Aachen
- Nr. 31, Jg. 2008: Neue Minderheiten in der Romania
- Nr. 32, Jg. 2008: Fernsehkultur(en) und ihre Ausdrucksformen in der Romania
- Nr. 33, Jg. 2009: Zentren und Peripherien
- Nr. 34, Jg. 2010: Filmsprachen in der Romania
- Nr. 35, Jg. 2010: Momentaufnahmen zur Landeswissenschaft
- Nr. 36, Jg. 2010: Die Romania in Asien

Inhaltsverzeichnisse siehe Homepage:
<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>